

neue bildpost

unabhängig christlich

www.bildpost.de

Frieden und Veränderung

Katholikentag von Ruf nach Reformen geprägt

Schals mit dem Motto „leben teilen“ waren auf dem Katholikentag in Stuttgart überall zu sehen – aber auch solche in den ukrainischen Farben Blau und Gelb. Der Krieg und wie sich die katholische Kirche zu ihm positioniert war ein großes Thema auf dem Glaubensfest. Auch der Ruf nach innerkirchlichen Reformen war omnipräsent. ▶ Seite 2/3

Kränkungen

Nicht verarbeitete Kränkungen können dazu führen, dass man sich in negative Gedanken hineinsteigert und Konflikte heraufbeschwört. Hier hilft es, in sich hineinzuhören. ▶ Seite 23



Energiewende

Der Heilige Geist verlieh den Jüngern an Pfingsten neuen Schwung zu ungeahnten Möglichkeiten. Er brachte sie in Bewegung – wie ein Windrad, findet Erzabt Wolfgang Öxler. ▶ Seite 31



Pressefreiheit

Eine Journalistin wurde bei einem Einsatz des israelischen Militärs erschossen. Armee und Palästinenser geben sich gegenseitig die Schuld. Wie es um die Pressefreiheit in Nahost bestellt ist, zeigt ▶ Seite 13

Pfingstzeuge

In Jerusalem wird ein Tempelhändler am ersten Pfingstfest Zeuge des Auftritts der Jünger Jesu. Das Ereignis rührt ihn an und macht ihn nachdenklich. Die pfingstliche Erzählung lesen Sie auf ▶ Seite 20/21



Foto: KNA

Unversöhnlich?



Im Zweiten Weltkrieg standen sich Deutsche und Russen scheinbar unversöhnlich gegenüber (Symbolbild). Oft kämpften diejenigen, die das Morden überlebten, später für die Versöhnung. Ihr Wirken mahnt heute mehr denn je. ▶ Seite 16

Leserumfrage

Weniger Besucher als üblicherweise bei Katholikentagen waren bei der Glaubensveranstaltung in Stuttgart zu Gast. War dies den letzten Ausläufern der Pandemie geschuldet, lag es an der Kriegsstimmung oder sind solche Großveranstaltungen nicht mehr zeitgemäß?

Was meinen Sie? Stimmen Sie im Internet ab unter www.bildpost.de oder schreiben Sie uns: Redaktion Neue Bildpost
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg
E-Mail: leser@bildpost.de

Das Ende des Pazifismus?

Raum für Solidarität: Katholikentag ringt um Haltung zum Krieg in der Ukraine



Der Katholikentag wurde in diesem Jahr auch als Plattform für Solidaritätsbekundungen mit der Ukraine genutzt. Im Bild eine Kundgebung ukrainischer Frauen mit einem Banner in den ukrainischen Farben. Zum Auftakt des Glaubensfests wurden beim „Abend der Begegnung“ blau-gelbe Schals verteilt.

STUTT GART – Der russische Angriffskrieg hat pazifistische Gewissheiten über Nacht zusammenfallen lassen. Bewegende Zeugnisse ukrainischer Opfer haben den Katholikentag fast vor eine Zerreißprobe gestellt: Waffen oder Gewaltlosigkeit?

Eine solche Friedensdemo hat ein Katholikentag wohl noch nie gesehen: Unter Pazifisten und vielen, die ein Zeichen gegen Krieg und Gewalt setzen wollen, stehen auch jene, die auf Plakaten schwere Waffen für die Ukraine fordern. Eigentlich ein offener Widerspruch. Doch der russische Angriffskrieg hat Überzeugungen christlicher Friedensethik ins Wanken gebracht. Ein Spagat auch für das 102. Christentreffen in Stuttgart.

Während die protestantische Theologin Margot Käßmann beim Morgenimpuls entschieden am radikalen Nein zu Waffen festhält, schildert der katholische Bischof Stepan Sus aus Kiew wenig später den Horror der russischen Besatzung in einem Dorf im Norden der Ukraine. Er berichtet von Gräueln, die in ihrer Brutalität an den Dreißigjäh-

rigen Krieg erinnern. Die gesamte Dorfbevölkerung wurde eingekerkert, beraubt, ihr Hab und Gut verwüstet, Frauen wurden vergewaltigt. Nach zwei Wochen blieben traumatisierte Menschen zurück, für die das Leben nie mehr so sein wird wie vorher. Im Saal stehen Hunderte Zuhörer unter Realitätsschock.

Das Böse vernichten

Das Fazit des Bischofs: „Man kann mit dem Bösen keinen Dialog führen, man muss es vernichten. Andernfalls wird dieses Böse bald auch zu Ihnen kommen!“ Die Mehrheit im Saal applaudiert. Für den langjährigen ukrainischen Caritasdirektor Andrij Waskowycz heißt dies: „Das beste Mittel, um die schreckliche humanitäre Krise in der Ukraine zu bekämpfen, sind erstens Waffen, zweitens Waffen und drittens Waffen.“

Das ist ziemlich genau die Umkehr aller bisherigen Friedensethik. Solche Worte wären allenfalls auf einem Katholikentag vor mehr als 50 Jahren denkbar gewesen, unter dem Eindruck der Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 durch

sowjetische Panzer. Später gaben die Gräueltaten des Vietnamkriegs dem Pazifismus Aufwind, der auch Katholikentage immer stärker prägte. Die Partei der Grünen gab der Sehnsucht nach „Frieden schaffen ohne Waffen“ ein politisches Gesicht, und für engagierte Christen wurde es fast selbstverständlich, den Wehrdienst zu verweigern.

Wladimir Putins Angriffskrieg hat solche Gewissheiten in kürzester Zeit implodieren lassen. Ausgerechnet ein Sozialdemokrat im Kanzleramt, Olaf Scholz, verkündete die „Zeitenwende“. Sein Kurs gegen den „menschenverachtenden Krieg“ und das geplante 100-Milliarden-Aufrüstungspaket finden viel Zustimmung in Stuttgart.

Für Versöhnung

Doch gibt es auch andere Stimmen. Bischof Bohdan Dzyurakh von den ukrainischen Katholiken des byzantinischen Ritus lenkte den Blick auf die Zeit nach dem Krieg. Kirche müsse für Versöhnung arbeiten, „damit die Herzen nicht von Hass und Rachegefühlen überwältigt werden“.

Deshalb versuchten die Geistlichen, die Menschen zu begleiten: „Wir bringen ihre Tränen im Gebet vor Gott.“ Und er sprach davon, dass ein künftiger Frieden im Osten Europas von einer Versöhnung zwischen Russen und Ukrainern abhängen werde.

Die katholische Friedensbewegung Pax Christi will ihre pazifistische Grundhaltung nicht über Bord werfen. Ihr Präsident, der Mainzer Bischof Peter Kohlgraf, wehrt sich dagegen, „dass plötzlich Menschen, die für eine pazifistische Linie stehen, als fünfte Kolonne Moskaus dastehen“.

Im Gespräch weist er auf das kaum zu lösende Dilemma der christlichen Friedensethik hin, die offenbar von der Wirklichkeit überrollt wurde. Situationen wie der aktuelle Angriffskrieg Russlands seien in den bisherigen Theorien nicht vorgesehen. Eine Neuausrichtung sei unumgänglich.

Für den katholischen Militärbischof Franz-Josef Overbeck hat wiederum der Satz „Frieden schaffen ohne Waffen“ in gewisser Weise abgedankt. Man stehe in einer „neuen Welt“, sagt der Ruhrbischof. Deshalb gelte es, „einem Aggressionskrieg mit der Androhung von Gewalt gegenüberzutreten, dabei aber eben ein Ziel zu haben: dass es Frieden geben muss“.

Neue Zeiten

Zuletzt wurde die Friedensethik durch Völkermord im Bosnienkrieg radikal infrage gestellt – mit der Forderung nach einer humanitären Intervention. Nun scheinen endgültig neue Zeiten angebrochen. Die Christen müssten ihre Friedenshoffnungen neu begründen, fordert die Vorsitzende des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Irme Stetter-Karp, bei der deutsch-ukrainischen „Friedenskundgebung“ am Schlossgarten.

Dann wendet sie sich mit tränen-erstickter Stimme an die neben ihr sitzenden ukrainischen Frauen: „Wir teilen Ihre Verzweiflung, wir teilen Ihre Trauer über die Toten und Verwundeten.“ Sie hatten von ihren Kriegserfahrungen berichtet und um Waffen für ihre Heimat gebeten. In der anschließenden Schweigeminute vereinen sich Mitgefühl für die Opfer, Erschütterung, Ratlosigkeit und Gebet. Bevor der Chor singt: „Um Frieden, um Freiheit, um Hoffnung bitten wir ...“

Christoph Scholz



▲ Zum Eröffnungsgottesdienst auf dem Schlossplatz versammelten sich die Gläubigen rund um die Altarbühne. Damit auch jeder den Gottesdienst gut verfolgen konnte, wurde er zudem auf einem großen Videobildschirm übertragen. Fotos: U. Schwab (2)

ERNEUERUNG DER KIRCHE?

Auf dem Prüfstand

Katholikentag in Stuttgart endet mit Ruf nach Reformen – 27 000 Teilnehmer

Mit Rufen nach Reformen ist am Sonntag der 102. Deutsche Katholikentag in Stuttgart zu Ende gegangen. Dabei ging es nicht nur um eine Erneuerung der Kirche in der Krise. Auch die Form des Treffens selbst steht auf dem Prüfstand. Mit rund 27 000 war die Zahl der Teilnehmer deutlich geringer als früher. 2018 in Münster etwa waren es über 70 000. Gastgeberstadt des nächsten Katholikentags 2024 ist Erfurt.

Im Schlussgottesdienst auf dem Schlossplatz mit rund 6000 Gläubigen nannte Irme Stetter-Karp, die Präsidentin des veranstaltenden Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), drei Botschaften, die von Stuttgart ausgehen sollten. Neben der Solidarität mit den Menschen in der Ukraine forderte sie mehr Einsatz für Entwicklung, weltweiten Klimaschutz und die Bewältigung der Corona-Folgen. Zweitens brauche die Gesellschaft im Inneren „neues Engagement für Demokratie und Gemeinsinn“ und müsse Verschwörungsmymen und Rechtsextremismus entschiedener bekämpfen.

Stetter-Karps dritte Botschaft ging an die Kirche: „Verändere dich und werde wesentlich!“ Zu

lange habe man Reformen verweigert, etwa durch massiven Machtmissbrauch: „Das muss aufhören!“ Das Reformprojekt Synodaler Weg müsse spürbare Veränderungen bringen.

„Einander bereichern“

In einem Predigtgespräch hatten zuvor der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Georg Bätzing, und die Direktorin des Katholischen Bibelwerks, Katrin Brockmüller, zu mehr Miteinander statt Gegeneinander in der Kirchenkrise aufgerufen. Es sei wichtig, „dass wir in aller Unterschiedlichkeit erleben können, wie wir einander bereichern“. Keinesfalls dürfe eine Gruppe der anderen absprechen, „richtig“ von Gott zu reden.

In rund 1500 Veranstaltungen hatten sich die 20 000 Dauer- und 7000 Tagesgäste außerdem etwa mit Fragen des Glaubens, der Bioethik und des Kampfs gegen Missbrauch beschäftigt. Hinzu kamen Gottesdienste, Bibelarbeiten, Konzerte und Ausstellungen. Zum abschließenden „Fest am Samstag“ kamen nach Angaben der Veranstalter rund 20 000 Besucher. Bei der anschließenden Nacht der Lichter feierten 2500 Gläubige mit.

Stetter-Karp kündigte an, man denke mit Blick auf den nächsten Katholikentag 2024 in Erfurt über neue Formate nach. Möglich sei „ein größerer Umbau auf allen Ebenen“.

Angesichts der gesunkenen Teilnehmerzahl regten auch mehrere Bischöfe Änderungen an. Ruhrbischof Franz-Josef Overbeck sagte, die Zahlen machten ihn „nachdenklich“. Er zeigte sich offen für mehr gemeinsame Events von evangelischer und katholischer Kirche. Wichtig sei auch, wieder mehr junge Menschen anzusprechen, die „stärker in digitalen Formaten“ unterwegs seien.

Für eine Zusammenlegung von Katholiken- und Kirchentagen plädierten Ex-Bundestagspräsident Norbert Lammert und die Präsidentin des Bundesgerichtshofs (BGH), Bettina Limperg. Limperg war die evangelische Präsidentin des dritten Ökumenischen Kirchentags 2021 in Frankfurt.

Erfurts Bischof Ulrich Neymeyr als Mit-Gastgeber 2024 sagte, der Katholikentag müsse „schmäler werden, damit er besser wird“. Im kommenden Jahr steht ein Evangelischer Kirchentag in Nürnberg auf dem Programm. *Gottfried Bohl*



▲ ZdK-Präsidentin Irme Stetter-Karp und Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier trugen in Stuttgart beide Katholikentagsschals. Foto: KNA

Kurz und wichtig



Papst würdigt Sodano

Papst Franziskus hat den verstorbenen früheren Kardinalstaatssekretär Angelo Sodano (Foto: KNA) als großzügigen Priester, sorgfältigen Mitarbeiter sowie „kirchlich disziplinierten Mann“ gewürdigt. Er selbst habe von Sodanos „Geistes- und Herzengaben profitieren“ können, heißt es in einem Beileidstelegramm an die Schwester des Verstorbenen, Maria Sodano. Angelo Sodano, Kardinalstaatssekretär unter Johannes Paul II. und Benedikt XVI., war am Freitag voriger Woche mit 94 Jahren gestorben.

Blick aufs Kindeswohl

Der Deutsche Ärztetag hat Bund und Länder aufgefordert, im Kampf gegen Corona das Wohl von Kindern und Jugendlichen stärker im Blick zu behalten. Schließungen von Kitas und Schulen sollten nur noch in extremen Krisensituationen erwogen werden. Kinder und Jugendliche hätten in den vergangenen Pandemie-Jahren eine besonders große Last zu tragen gehabt, sagte Bundesärztekammer-Präsident Klaus Reinhardt. Mit Blick auf den Herbst forderte er: „Wir müssen Strategien entwickeln, um Kitas und Schulen offenzuhalten und den Heranwachsenden ein weitgehend normales Leben zu ermöglichen.“

Millionenschäden

Nach den Unwettern rechnet das Erzbistum Paderborn mit Schäden an Kirchengebäuden in Höhe von fünf bis zehn Millionen Euro allein im Raum Paderborn. Erzbischof Hans-Josef Becker äußerte sich bestürzt über die Folgen der Tornados. Die Bistumsleitung werde mit den zuständigen Stellen beraten, wie das Erzbistum in dieser Ausnahmesituation unbürokratische Hilfe leisten kann, hieß es. Das Sturmtief „Emmelinde“ hatte vor allem Teile Westfalens getroffen. Rund 40 Menschen wurden verletzt; es entstanden Sachschäden in Millionenhöhe.

Weniger Spenden

Das katholische Hilfswerk Adveniat hat 2021 weniger Spenden in Weihnachtsgottesdiensten erhalten als sonst. Durch die Pandemie haben weniger Menschen die Gottesdienste besucht und sich die Spendeneinnahmen auf knapp zwölf Millionen Euro halbiert, hieß es. Dennoch sei es gelungen, den Rückgang aus Kollekten, Zuwendungen und Spenden auf zehn Prozent zu begrenzen: von 48,61 Millionen Euro im Geschäftsjahr 2020 auf 43,67 Millionen Euro im Jahr 2021.

Kirchhof Gastprofessor

Die Regensburger Gastprofessur der Joseph Ratzinger/Papst Benedikt XVI.-Stiftung wird in diesem Jahr vom ehemaligen Bundesverfassungsrichter Paul Kirchhof (79) wahrgenommen. Er widmet sich vom 20. bis 23. Juni in vier abendlichen Vorlesungen unter anderem der Frage, ob es einen freiheitlichen Staat ohne Religion geben kann. In der Reihe geht es auch um potenzielle Versäumnisse staatlicher Behörden in Bezug auf Missbrauch in der katholischen Kirche, um Sonderregelungen zu Gottesdiensten während der Pandemie und um die Rolle der Kirche im russischen Angriffskrieg.



▲ Der Moskauer Patriarch Kirill I. bei einem Gottesdienst.

Foto: KNA

„Böse Geister“ am Werk? Kyrill I.: Orthodoxe lassen sich nicht spalten

MOSKAU (KNA) – Der russisch-orthodoxe Patriarch Kyrill I. ist dagegen, dass sich der ukrainische Zweig seiner Kirche von Moskau abspaltet.

Er verstehe, dass die ukrainisch-orthodoxe Kirche heute leide und handeln müsse, „um das Leben der Gläubigen nicht zu erschweren“, sagte er am Sonntag in der Christ-Erlöser-Kathedrale in Moskau. Er warnte aber vor „bösen Geistern“, die versuchten, „die orthodoxen Völker Russlands und der Ukraine zu spalten“. Er sei „zutiefst davon überzeugt, dass dieses Ziel niemals erreicht werden wird, weil all diese Bemühungen nicht von Gott kommen und nicht seinen Segen haben“.

Der Patriarch reagierte auf die Entscheidung seiner ukrainischen Kirche, sich vom Moskauer Patriarchat loszusagen, dem es seit 1686 unterstand. Ein Landeskonzil hatte zuvor in Kiew Änderungen des Kirchenstatuts angenommen, „die die volle Eigenständigkeit und Unabhängigkeit der Ukrainischen Orthodoxen Kirche bescheinigen“, wie es auf ihrer Internetseite hieß.

Als erste Folge der neuen Eigenständigkeit kommemorierte der Kiewer Metropolit Onufri in der Sonntagsmesse Kyrill I. nicht mehr als sein Oberhaupt, sondern gedachte ihm wie den Vorstehern anderer orthodoxer Kirchen. Weitere Konsequenzen sind noch unklar, weil die Kirche ihre konkreten Beschlüsse bisher nicht veröffentlicht hat.

Wegen der Entwicklung in der Ukraine tagte am Sonntag in Moskau das Leitungsgremium der russisch-orthodoxen Kirche, der Heilige Synod. Die vom ukrainischen Konzil beschlossenen Änderungen

des Statuts müssten der russisch-orthodoxen Kirche zur Genehmigung vorgelegt werden, erklärte er. Es müsse geprüft werden, ob sie mit den Statuten des Moskauer Patriarchats vereinbar seien. Das von Kyrill I. geführte Gremium bedauerte, dass in einigen ukrainischen Diözesen des Moskauer Patriarchats nicht mehr in der Liturgie gedacht werde. Das spalte die ukrainische Kirche und widerspreche dem Kirchenrecht, erklärte der Heilige Synod.

Das ukrainische Konzil begründete die Loslösung vom Moskauer Patriarchat damit, dass es mit der „Position des Patriarchen von Moskau und ganz Russland Kyrill zum Krieg in der Ukraine“ nicht einverstanden sei. Die Unterstützung von Kyrill I. für Russlands Einmarsch in der Ukraine sorgt im ukrainischen Zweig seiner Kirche seit Monaten für Empörung.

Gegen fünftes Gebot

Das Konzil verurteilte Russlands Angriffskrieg als Verstoß gegen das Gebot „Du sollst nicht töten“ und sprach allen Menschen, die unter dem Krieg leiden, sein Beileid aus. An ihm nahmen Bischöfe, Priester, Ordensleute und Laien aus allen ukrainischen Diözesen teil.

Das Konzil drückte sein „tiefes Bedauern über den Mangel an Einheit in der ukrainischen Orthodoxie“ aus. Man gebe aber die Hoffnung nicht auf, dass ein Dialog mit der anderen orthodoxen Kirche der Ukraine begonnen werden könne. Dazu müssten deren Vertreter aber unter anderem „die Beschlagnahme von Kirchen und die Zwangsversetzung von Gemeinden der ukrainisch-orthodoxen Kirche stoppen“.

Ergebnis der Leserumfrage in Nr. 20

Triage soll gesetzlich geregelt werden: Absicherung für Ärzte oder ethisches Dilemma?

14,6 % Wenn Triage notwendig wird, ist eine Regelung unverzichtbar.

35,1 % Triage ist Selektion und kann niemals ethisch vertretbar sein!

50,3 % Man sollte eher alles dafür tun, Triage von vornherein zu vermeiden.

BEI EINER TANTE UNTERGEKOMMEN

Organist mit Fluchtgeschichte

Den Kameruner Kenny Kendall verschlug es von der Ukraine nach Niedersachsen

ELSFLETH – Kenny Kendall aus Kiew war Manager, wollte promovieren und nebenher Musik studieren. Auf der Flucht vor dem Krieg brachte er eine durch Schüsse verletzte Freundin mit seinem Auto zuerst nach Berlin und fuhr dann weiter ins oldenburgische Elsfleth (Kreis Wesermarsch). Jetzt haben die Katholiken dort durch ihn einen neuen Organisten.

Das „Heilig“ von Schubert mag er besonders. „I love the music“, sagt Kenny Kendall, lächelt und nickt. Hier in Elsfleth hat er das Stück schon mehrmals gespielt. Es sind ganz andere Klänge als in den Gottesdiensten in seiner Heimat Kamerun. Und auch anders als in Kiew, wo er vier Jahre zu Hause war – bis der Krieg kam.

Für den Masterabschluss in Öffentlicher Verwaltung war Kendall aus Afrika nach Kiew gekommen, arbeitete mittlerweile für eine Investmentfirma und wollte im Oktober seine Doktorarbeit angehen. In seiner Freizeit spielte er Orgel und sang im Chor einer englischsprachigen Gemeinde in Kiew. Alles sah gut aus für ihn.



▲ Das Orgelspielen hat sich Kenny Kendall selbst beigebracht. Besonders liebt er „Heilig“ von Franz Schubert. Foto: Rottmann

„Grollende Explosionen“

Bis zu jenem Donnerstag, morgens um 4 Uhr. „Plötzlich waren da Blitze am Himmel und grollende Explosionen“, erinnert sich Kendall. Von seinem Balkon aus konnte er sehen, wie sich die Straßen füllten. „Menschen rannten zu den Geldautomaten. Vor den Tankstellen bildeten sich lange Schlangen.“ Alle wollten weg.

Er selbst zögerte zuerst. Sein Stadtviertel lag in einiger Entfernung von Regierungsgebäuden oder Militäranlagen. Noch fühlte er sich relativ sicher. „Ich wollte abwarten, um zu sehen, ob es wirklich so schlimm werden würde.“ Für den Notfall lud er aber schon mal Lebensmittel und Wasserkanister in sein Auto. Und er versuchte zu helfen. „Ich habe Menschen zum Bahnhof gebracht“, berichtet der Neu-Organist.

Auch eine Freundin war darunter. Sie wollte einen Zug erreichen, schaffte es aber nicht mehr hinein. Als sie kurz darauf beim Versuch, die Stadt zu verlassen, in einen Schusswechsel geriet und verletzt wurde, entschloss er sich kurzerhand dazu, sie und sich selbst mit seinem Auto

in Sicherheit zu bringen – und fuhr mit ihr in Richtung Westen.

Kenny Kendall schildert dramatische Szenen. „Drei Kugeln hatten sie am Bein, am Bauch und an der Seite getroffen. Immer wieder musste ich anhalten und die Verbände wechseln.“ Am Ende schafften die beiden es bis nach Berlin, wo er sie in ein Krankenhaus brachte. Es geht ihr mittlerweile besser. Kenny Kendall steht in Kontakt zu ihr. „Sie kann voraussichtlich bald entlassen werden“, sagt er erleichtert.

Alle sind Opfer

Er hat das Grauen des Kriegs gesehen, die Toten, die in den Straßen liegen. Das hat ihm noch einmal deutlich vor Augen geführt: „Was in der Ukraine passiert, ist schrecklich. Die vielen Opfer, Zivilisten und Soldaten, die, obwohl sie kämpfen, ja auch Opfer sind. Auch die Wirtschaft leidet, die ukrainische genauso wie die russische, die europäische, alle.“

Er selbst fuhr von Berlin aus weiter nach Westen – zu einer Tante, die im oldenburgischen Elsfleth lebt. Dort ist er vorerst untergekom-

men und hat auch schon neue Kontakte geknüpft. Vor allen Dingen dank seiner großen Leidenschaft: der Musik.

Quasi als Autodidakt hatte Kendall sich schon in Kamerun das Orgelspielen beigebracht. Er musizierte im Gottesdienst, sang und leitete den Kirchenchor. In Kiew setzte er sein Talent als Musiker, Sänger und Chorleiter in der englischsprachigen Kirchengemeinde ein und plante sogar ein nebenberufliches Studium an der Musikakademie.

Deshalb sprach er vor einigen Wochen nach dem Gottesdienst in der Elsflether Kirche beim Kirchencafé den Pfarrer an: Ob er sich mal die Orgel ansehen dürfe? Dabei erkannten Pfarrer Wolfgang Schmitz und Pastoralreferent Thomas Fohrmann schnell das Potenzial des neuen Gemeindeglieds. „Er ist für uns ein Geschenk!“, sagt Pfarrer Schmitz. „Wir haben hier in Elsfleth ja schon lange keinen Organisten mehr.“

Das hat sich mit Kenny Kendall geändert. Noch spielt er die klassisch-deutschen Stücke etwas langsamer, weil er die deutschen Lieder noch nicht so gut kennt. Aber an der klei-

nen Elsflether Orgel bewegt er sich schon ziemlich souverän.

Einen neuen Organisten für Elsfleth und Brake zu haben – das sei aber nur das eine, sagt Thomas Fohrmann. „Kenny Kendall kommt als Geflüchteter, mit seiner besonderen Geschichte. Damit bekommt der Ukrainekrieg hier in Brake und Elsfleth ein Gesicht.“ Die Gemeinde kümmert sich bereits mit verschiedenen Angeboten um Flüchtlinge.

Hoffnung auf Integration

Vorübergehend wird er wohl bleiben. „Ich kann keine großen Pläne machen im Moment“, sagt Kendall. „Aber ich hoffe darauf, in Deutschland integriert zu werden.“ Er bringe schließlich Qualifikationen und Erfahrungen für einen Berufsstart mit. „Oder ich könnte in Deutschland auch meine Studien fortsetzen.“

Die Gemeinde jedenfalls hat ihn gut aufgenommen, etwa bei einer Maiandacht in Brake. Als Pastoralreferent Fohrmann Kenny Kendall angekündigt hatte, „da haben die Teilnehmer lange, lange applaudiert. Das war richtig schön!“

Michael Rottmann



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Juni

... um christliche Familien, dass sie in bedingungsloser Liebe wachsen und sich im Alltag ihres Lebens heiligen.



PAPSTREISE NACH AFRIKA

Franziskus trifft im Südsudan Flüchtlinge

ROM (KNA) – Papst Franziskus reist trotz anhaltender Knieprobleme vom 2. bis 7. Juli in die Demokratische Republik Kongo und den Südsudan. Das Programm dazu hat der Vatikan nun veröffentlicht. Neben Begegnungen mit Regierungs- und Kirchenvertretern des Kongo ist am 4. Juli bei einem eintägigen Besuch in Goma ein Treffen mit Opfern von Gewalt geplant. Einen Tag vorher feiert der Papst in der Hauptstadt Kinshasa eine große Messe auf einem Flughafengelände.

Am 5. Juli reist Franziskus weiter in den Südsudan. In dem vom Bürgerkrieg gezeichneten Land begleiten ihn der Erzbischof von Canterbury, Justin Welby, als Ehrenoberhaupt der anglikanischen Kirche, sowie der Politiker Jim Wallace als Vertreter der Kirche von Schottland. Die Drei wollen am Tag darauf in der Hauptstadt Juba ein Lager für Binnenflüchtlinge besuchen sowie ein ökumenisches Gebet halten. Die Reise der drei Kirchenführer in den Südsudan ist seit Jahren geplant.

Vorgesehen sind acht Ansprachen und drei Predigten des Papstes. Auch die jeweiligen Staatsoberhäupter, Félix Tshisekedi und Salva Kiir Mayardit, wird der Pontifex treffen.

Eine Liste rund um den Globus

Franziskus verleiht neben Kurienbischöfen fünf Asiaten die Kardinalswürde

ROM – Papst Franziskus ernennt 21 Geistliche aus aller Welt zu Kardinälen – darunter sind 16 Papstwähler und fünf Ehrenpurpurträger. Wieder einmal zählt Tradition für den Argentinier nicht viel.

Seit rund einem Jahr wurde erwartet, dass der Papst neue Kardinäle benennt. Am Sonntag war es soweit. Für Ende August kündigte Franziskus eine Kardinalsversammlung, ein Konsistorium, an und verlas eine Liste mit 21 Namen. Neben erwartbaren Kandidaten wie den Leitern der Liturgie- und Klerusbehörde, Arthur Roche und Lazarus You Heung-sik, sowie dem Regierungschef des Vatikanstaats, Fernando Vérgez Alzaga, spannt sich die Liste neuer Kardinäle einmal um den Globus.

Ein deutliches Signal sendet der Papst in die USA. Mit Bischof Robert McElroy von San Diego erhält ein Hirte eines Grenzbistums die Kardinalswürde, der sich deutlich gegen die Migrationspolitik von US-Präsident Donald Trump gewandt hat. Im Streit um den Kommunionempfang für katholische Politiker, die Abtreibung akzeptieren, warnte er seine Mitbrüder auch davor, „die Eucharistie zu ei-

nem politischen Werkzeug zu machen“.

Mit den Erzbischöfen von Marseille und Manaus, Jean-Marc Aveline und Leonardo Ulrich Steiner, holt sich Franziskus zwei Männer ins Kardinalskollegium, die mit großen Herausforderungen dieser Zeit kämpfen: Als Erzbischof eines der größten Häfen am Mittelmeer ist Aveline mit dem Thema Migration vertraut. Steiner aus der boomenden Hafenstadt am Amazonas vertritt eine Region, die im aktuellen Pontifikat eine wichtige Rolle spielt, zu der es 2019 eine eigene Synode gab.

Neben ihm erhält ein weiterer Brasilianer, der Erzbischof der Hauptstadt Brasília, Paulo César Costa, den Purpur. Adalberto Martínez Flores aus Paraguays Hauptstadt Asunción komplettiert die inzwischen ziemlich große lateinamerikanische Fraktion.

Sechs Kardinalbiretts gehen an Vertreter Asiens: den Koreaner You an der Kurie, zwei Bischöfe im religionspolitisch schwierigen Indien, eines an das katholischste Land Asiens, das kleine Ost-Timor, eines in die Finanz- und Wirtschaftsmetropole Singapur sowie eines in die Weiten der Mongolei, wo ein aus

Italien stammender Bischof, Giorgio Marengo, eine noch junge, kleine Kirche leitet. Passend, dass der dann 48-Jährige der mit Abstand jüngste Kardinal der katholischen Weltkirche ist.

Apropos Italien: Im Norden des Landes bietet sich ein sonderbares Bild. Die altehrwürdigen Bistümer Turin, Mailand und Venedig sind weiterhin ohne Kardinäle auf dem Bischofssitz. Dagegen erhält im kleinen Como am gleichnamigen See Oscar Cantoni den Purpur. Von den anderen Kardinalshüten in Italien dürfte der für Gianfranco Ghirlanda noch wichtig werden.

Redakteur der Verfassung

Zwar kann der Jesuit, der Anfang Juli 80 wird, einen nächsten Papst nicht mehr mitwählen. Als Kardinal aber kann er ins sogenannte Vorkonklave einziehen. Diese Beratungen aller Kardinäle werden künftig umso wichtiger, je heterogener das Kollegium der Papstwähler wird. Da Ghirlanda der maßgebliche Redakteur der Kurienverfassung „Praedicate Evangelium“ ist, dürfte der versierte Kirchenrechtler das diesbezügliche Erbe von Franziskus maßgeblich vermitteln. Zumal er als Jesuit auch die spirituelle Komponente des Pontifikats auslegen kann.

Westafrika wird mit zwei Kardinalbiretts bedacht: Bischof Richard Kuia Baawobr aus Ghana sowie Peter Okpaleke aus Nigeria. Übliche Termine, um Kardinäle zu kreieren, sind sonst Februar, Ende Juni – zum Fest Peter und Paul – sowie im November. Diesmal sollen die Ernannten ihren Purpur am Sonntag, 27. August, in Rom empfangen. Die Zahl der Papstwähler steigt dann von 117 auf 132, die Gesamtzahl der Kardinäle von 208 auf 229. Möglichst vielen von ihnen will der Papst anschließend zwei Tage lang seine neue Kurienverfassung „Praedicate Evangelium“ erläutern.

Roland Juchem



▲ Neue Kardinäle schreiten zur Verleihung des Biretts beim Konsistorium 2020.

DIE WELT



WO TISCHBEIN IHN MALTE

Besuch in Goethes Künstler-WG

In Rom erinnert seit 25 Jahren ein Museum an die Italiensehnsucht des Dichterfürsten

ROM – Zwei Jahre lang lebte Johann Wolfgang von Goethe im Herzen Roms. Seine damalige Wohnung, die Casa di Goethe, wurde vor 25 Jahren als Museum eröffnet. Dessen neuer Leiter bringt frischen Wind in die historischen Räume.

Wer die schmalen Treppentufen in der Via del Corso hinaufgeht, stolpert im ersten Stock über die Türschwelle in eine geräumige Wohnung. Hier also, mitten im römischen Getümmel, lebte einst Deutschlands Dichterfürst. Von 1786 bis 1788 war Goethe Mitbewohner von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein. Mit dem hessischen Maler, der oft nur „Goethe-Tischbein“ genannt wird, verbrachte er prägende Jahre in der italienischen Metropole. Auch die Maler Johann Georg Schütz und Johann Friedrich Bury lebten zeitweise in der fröhlichen Männer-WG.

Im Türrahmen zu einem Ausstellungsraum erscheint freundlich lächelnd Gregor H. Lersch. Der 43-Jährige ist seit Anfang April neuer Direktor des kleinen Museums in Italiens Hauptstadt – das einzige von der öffentlichen Hand finanzierte Museum außerhalb Deutschlands.

In der Fläche verkleinert

Der Kulturwissenschaftler scheint sich hier nach kürzester Zeit wohlfühlen. Detailreich erzählt er beim Gang durch die Räume von Goethe, den Exponaten, der Museumsarbeit oder dem Stipendiatenprogramm. Zuletzt war Lersch am Jüdischen Museum in Berlin als Kurator tätig, verantwortete die oft opulenten Wechselausstellungen. Nun verließ er die mehr als 3500 Quadratmeter Ausstellungsfläche in der einen Hauptstadt für etwa 600 in der anderen.



▲ „Goethe in der römischen Campagna“, gemalt von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein. Dichter und Maler wohnten zusammen in der Via del Corso in Rom. Foto: gem

Lersch, dessen Frau Italienerin ist – die beiden Kinder wachsen zweisprachig auf –, kommt in einem wichtigen Jahr an das Goethe-Haus. Vor 25 Jahren wurde es als Museum eröffnet. Das soll gefeiert werden. Noch nicht jetzt, aber im Herbst. Erste Veranstaltungen finden schon vorher statt. In den vergangenen zwei Jahren litt das „kleine und spezifische Museum“ sehr unter den Corona-Beschränkungen. Veranstaltungen waren nahezu unmöglich; Schulklassen kamen so gut wie keine.

Des Dichters Malversuche

In der Dauerausstellung kann der Besucher „in die Zeit von Goethe und in die deutsche ‚Italiensehnsucht‘ eintauchen“, erklärt Lersch. Zu sehen sind antike Bücher, Schriften von und zu Goethe sowie Bilder Tischbeins und weiterer Zeitgenossen. Goethes eigene Malversuche sind ebenfalls zu bestaunen. Tischbein legte ihm wohl nahe, sich lieber auf das Schreiben zu konzentrieren.

Georgi Takev. In der Bibliothek befinden sich wertvolle Erstausgaben von Goethes „unglaublich reichen“ Werken, schwärmt der Hausherr.

Ob die Dauerausstellung so bleibt? Sie hat sich seit 1997 nicht grundlegend verändert. Lersch wünscht sich „neue Fragestellungen und mehr Bezug zur Gegenwart“. Die größte Veränderung war, dass 2012 eine weitere Etage ergänzt wurde. Hier bewahrt und erforscht das Museum seither die Bibliothek des Deutschen Künstlervereins. Auch die Sammlung wächst stetig durch Ankäufe und Schenkungen.

Jude im Haus versteckt

Schon in den nächsten zwölf Monaten soll sich bei der Dauerausstellung was tun. Durch seine bisherige Tätigkeit bringt der 43-Jährige „eine Sensibilität für die Relevanz in der Gegenwart und das Erbe des 20. Jahrhunderts“ mit, wie er selbst sagt. So will er „in die Dauerausstellung integrieren, dass in diesem Haus während der deutschen Besetzung von der Portiersfamilie ein Jude versteckt wurde“.

Auch das deutsch-italienische Verhältnis will Lersch spiegeln und italienische Literaten und Künstler stärker einbeziehen. Ein Schwerpunkt soll die Kunst des 20. Jahrhunderts sein. Italien als Land, aber vor allem die deutsch-italienischen Beziehungen seien sehr komplex geworden, sagt er. Durch nationale und europäische Krisen und die diversen populistischen Bewegungen habe das Verhältnis Risse bekommen.

Im Oktober soll dann eine Ausstellung mit zeitgenössischen Künstlern aus Italien und Deutschland mit dem Thema ‚Der Blick auf den Anderen‘ öffnen. Für den Museumsleiter ist das „ein sehr wichtiger Aspekt“. Anna Mertens

Ein großes Gemälde von Andy Warhol, das Goethes Konterfei zeigt, hängt in einem Zimmer. Stolz berichtet Lersch, dass es nur fünf Goethe-Porträts von Warhol weltweit gibt, auf denen der Künstler auch gezeichnet hat. Auch das berühmte Tischbein-Motiv „Goethe in der römischen Campagna“ ist ausgestellt – wenn auch als Kopie, geschaffen von dem österreichisch-bulgarischen Künstler



▲ Gregor Lersch in der Casa di Goethe. Foto: KNA

Aus meiner Sicht ...



Michaela von Heereman ist Hausfrau, Mutter von sechs Kindern, Theologin und Publizistin.

Michaela von Heereman

Viele Likes und pfingstliche Signale

Eine Grundschule am Morgen. Sechs- bis zehnjährige kleine Mädchen stecken die Köpfe zusammen. Sie vergleichen, wie viele Likes (etwa: Pluspunkte) anderer Kinder sie für ihre auf dem Schul-Tablet entworfenen Avatars (Grafiken) bekommen haben: 500? 600? Siegerin ist ein Mädchen mit genau 701 Likes – 701 virtuelle Signale.

Im Minutentakt haben die Kinder kontrolliert, ob wieder ein Like eingetrudelt ist. Und das während der Hausaufgaben, während der Versuche der kleinen Schwester, der Großen etwas zu erzählen, beim Abendessen, beim Zähneputzen. Es gab keine ruhige Minute mehr. Jedes Spiel oder Gespräch wurde permanent unterbrochen.

Fast alle Eltern kennen solche Situationen. Ihre Kinder kommen immer früher mit Internet-Anwendungen wie Facebook, WhatsApp, TikTok und Twitter in Berührung. Der Hunger auf Likes, auf schulischen Medien schon antrainiert, ist unersättlich. Diese Anwendungen zielen durch Algorithmen bewusst auf das Süchtigwerden ihrer Nutzer.

Psychologen machen zunehmend darauf aufmerksam, dass seit der millionenfachen Nutzung der Internet-Medien und dem damit verbundenen sozialen Druck psychische Erkrankungen exponentiell angewachsen sind – bis hin zu Geschlechtsumwandlungswünschen pubertierender Mädchen. Man muss Eltern dringend ermutigen, entschieden gegen

den Strom zu schwimmen. Die Suchtstelle „Return“ hält jedes handylose Jahr für ein gewonnenes Jahr. Erst ab etwa 16 Jahren hätten Jugendliche Einsicht genug, um vernünftig mit diesen heute unverzichtbaren und eigentlich hilfreichen Geräten umzugehen.

Gerade zu Pfingsten sollte uns das Problem zu denken geben. Der Heilige Geist, „der stille Gast unserer Seele“, wie Augustinus ihn nennt, will in uns wunderbare Früchte wachsen lassen: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Güte, Treue, Sanftmut und Selbstbeherrschung (Gal 5, 22f.). Kinder, Jugendliche und Erwachsene sehnen sich danach. Aber dafür braucht es Stille – und unsere Aufmerksamkeit für himmlische Signale.



Professor Veit Neumann ist Gastprofessor an der Hochschule Benedikt XVI. in Heiligenkreuz.

Veit Neumann

Verhüllen, aber nicht verdrängen

Im Umfeld des Katholikentags in Stuttgart hat ein Künstlerkollektiv die Statue Wilhelms I. verhüllt (siehe „Glauben Wissen“). Somit haben die Künstler das Denkmal zu dem gemacht, als was der Begriff gelegentlich im Sprachspiel hergenommen wird: zu einem Denk-Mal.

Über die Vergangenheit und ihre Geschichte nachzudenken ist nicht verkehrt. Es gibt vieles, was in der Vergangenheit bedenkenswert ist – und auch vieles, was bedenklich ist. Man wird rasch fündig, wenn es darum geht, Dinge heute besser zu machen. Hoffen wir, dass die kritische Kunstaktion hilfreich ist, nicht mehr in Kolonialismus und Nationalismus zu verfallen. Denn mit

diesen unerfreulichen Entwicklungen des 19. Jahrhunderts wird Kaiser Wilhelm I. in Verbindung gebracht. Der Kolonialismus führte zur falschen Behandlung ganzer Länder und der dortigen Menschen. Der Nationalismus führte ziemlich direkt in den Ersten Weltkrieg (1914 bis 1918).

Allerdings sollte das Verhüllen eines Denkmals nicht dazu führen, es mitsamt seiner Botschaft im Geiste zu verdrängen. Gelegentlich kann man sich des Verdachts nicht erwehren, dass die Auseinandersetzung mit mancher Umbenennung, Neufassung, Kunstaktion und was es sonst noch im Rahmen der abschaffenden und umformulierenden Hal-tungen gibt, schon endet. Das wäre schade.

Wir sollten Menschen und ihr Handeln, das Handeln unserer Vorfahren in ihrer Zeit sehen. Das ist keine Ausrede oder gar Entschuldigung für die Fehler, die gemacht worden sind. Die Haltung, dass wir Nachgeborenen alles richtig machen, nur weil wir mit Hingabe Statuen verhüllen oder manchmal abbauen, ist nicht besser.

Machen wir nicht den Fehler, den es in der Geschichte öfter gab, zu meinen, alles richtig zu machen, nur weil wir es hingebungsvoll tun! Die geplante, einordnende Tafel an der Statue sollte ihren Zweck sensibel erfüllen – und kein weiteres Zeichen eines verdammenden, selbstgerechten Radikalismus sein, der vielerorts um sich greift.



Victoria Fels ist Nachrichtenredakteurin unserer Zeitung und Mutter von zwei Kindern.

Victoria Fels

Robin Hood würde „containern“

Gegen einen Mann wird wegen des Verdachts auf besonders schweren Diebstahl ermittelt. Die Staatsanwaltschaft stellt die Ermittlungen mangels Tatnachweis alsbald ein. Doch das will der Beschuldigte, der sich zuvor selbst angezeigt und auch noch Beweisfotos für seine Tat geliefert hatte, nicht auf sich beruhen lassen. Er behalte sich vor, im Rahmen rechtlichen Gehörs weitere Details und Konkretisierungen seines Diebstahls zu den Akten zu geben, damit die Staatsanwaltschaft die Ermittlungen wieder aufnimmt, erklärt er.

Was sich wie eine schräge Hollywood-Komödie oder eine seltsame Kafka-Parabel anhört, ist der reale Fall des als „Container-Pater“ bekannt gewordenen Nürnberger Jesu-

iten Jörg Alt. Er hatte im Dezember 2021 aus Müllcontainern von Supermärkten Lebensmittel entwendet und sie unter Passanten verteilt. Nach geltender Rechtslage ist dieses sogenannte „Containern“ Diebstahl und somit eine Straftat – obwohl die Supermärkte solche Lebensmittel, die in aller Regel noch bedenkenlos verzehrt werden können, offenkundig nicht behalten wollen.

Pater Alt wollte mit seiner Aktion auf die Absurdität dieser Rechtslage hinweisen, die eine ressourcenschonende Weiterverwendung weggeworfener Lebensmittel kriminalisiert. Er versucht, Druck auf die Bundesregierung auszuüben, damit sie ein Gesetz zur Rettung von Lebensmitteln auf den Weg bringt.

Offenbar hat die Staatsanwaltschaft Nürnberg-Fürth aber kein Interesse, daran mitzuwirken. Man habe eine gerichtliche Befassung mit gesellschaftlich bedeutenden Themen vermeiden wollen, kritisiert der Pater.

Diebstahl ist und bleibt natürlich eine Straftat. Selbst der edle Robin Hood, der heute sicher containern würde, war ein Dieb. Dennoch ist es ein Unding, in Zeiten immer größerer Armut – auch in Deutschland – genießbares Essen in großem Stil zu entsorgen. Hier muss sich die Rechtslage ändern, um solche Lebensmittel zu retten und weitergeben zu können. Selbst anklagen sollten sich nicht jene, die containern, sondern die Konzerne, die containerweise Lebensmittel wegwerfen.

Leserbriefe

Die Gedanken sind frei

Zum Pfingstfest:

In einem Volkslied (um 1780) singen wir: „Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten / Sie fliegen vorbei, wie nächtliche Schatten / Kein Mensch kann sie wissen / Kein Jäger erschießen (...) Ich denke, was ich will und was mich beglückt / Und alles in der Still und wie es sich schicket“. Ja, die Gedanken sind frei, aber was machen wir, wenn es zu viele werden?

Als dieses Lied aus „fliegenden Blättern“ um 1780 entstand, gab es noch kein Frauenwahlrecht, keine Gleichberechtigung, Tarifverträge, Mindestlohn oder dergleichen. Die „freien“ Gedanken waren Wünsche, Hoffnungen, Mutmacher. Heute haben wir das alles. Zugleich ist ein Übermaß an Freiheit auf uns hereingebrochen wie ein Tsunami.

In einer Geschichte wird berichtet: Der alte Häuptling Adlerauge wird von seinem Enkel schneller Pfeil eingeladen. Der erfolgreiche Manager wollte seinem Großvater sein neues Auto und die Gegend zeigen. In seiner Jugend bildeten der alte Häuptling und sein Reitpferd eine Einheit. Nun stieg er in das Auto mit über 100 Pferdestärken. Schneller Pfeil erklärte, was das Fahrzeug alles kann. Der alte Mann hörte aufmerksam zu, bekam sehr viel zu hören und zu sehen.

Mal schnell, mal etwas langsamer ging es vorbei an tollen Bauwerken. Plötzlich rief der Häuptling: „Anhalten!“ – „Warum? Fehlt dir etwas?“

Darauf der Häuptling nochmal: „Anhalten!“ Es geschah. Der Großvater machte die Tür auf, stieg aus und schaute lange und bedächtig zurück. Nach einer Weile hörte der Enkel: „Ich muss warten, bis meine Seele nachkommt.“ Dann stieg der alte Mann wieder ins Auto. Lange war Stille. Dann sagte er: „Fahre mich bitte nach Hause.“

Die riesige Gedankenfülle bringt unser Inneres und unsere Seele in Unruhe. Nun ist Pfingsten. Die Christen feiern. Der Heilige Geist steht im Mittelpunkt. Ein Baustein der Gedankenwelt unseres Menschseins in der über 2000-jährigen Christengeschichte. Wie wäre es: Jeder geht in sich. Ich mit Christus als meinen Herrgott, Sie vielleicht auch. Wir tun dies, um gemeinsam mit unserem Herrgott etwas Ruhe in die Unordnung der Gedankenflut zu bringen.

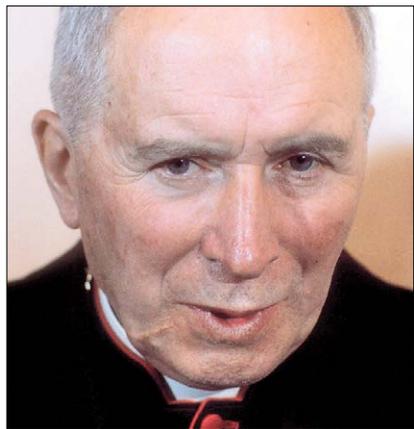
Um 1780 waren verständliche Gedanken im Gespräch, da konnte unser Geist folgen. Heute werden wir von zu vielen Gedanken und Geistern überfallen und müssen versuchen, diese „Ungeister“ in den Griff zu bekommen. Unsere Frage: Was machen wir mit zu vielen Gedanken? Da kommt die Hilfe des Häuptlings: Anhalten – zurückschauen – die Seele nachkommen lassen und dann mit geordneten Gedanken weiter leben, erleben und arbeiten. Allen ein frohes, gelingendes und gesegnetes Pfingstfest

Dieter Lorenz, 38173 Sickinge

Die Bibel nicht gelesen

Zu „Das unbekannteste Papst-Attentat“ in Nr. 18:

Es zeigt sich hier wieder, zu welchen Taten Lefebvre-Anhänger fähig sind.



▲ Marcel Lefebvre, Gründer der Piusbruderschaft, wurde 1988 exkommuniziert.

Marcel Lefebvre, dieser Bischof von vor-vorgestern, bewies durch seine falschen Einstellungen und die Ablehnung des Konzils, welch Geistes Kind seine Anhänger sind. Juan María Fernández y Krohn hat wohl bei seinem Studium in Ecône die Heilige Schrift nicht gelesen. Darin heißt es: „Du sollst nicht töten.“ Ich hoffe, die Priesterbruderschaft St. Pius X. hat diesen Attentäter ausgeschlossen.

Karl Ehrle,
88441 Mittlbiberach

Anmerkung der Redaktion

Die Piusbruderschaft hat den späteren Attentäter bereits 1979 ausgeschlossen. Begründung: Er habe „Zeichen geistiger Instabilität“ gezeigt und Lefebvre wegen dessen angeblich schwacher Opposition zum Papst kritisiert.



▲ In „Dahoam is Dahoam“ spielt Horst Kummeth den Apotheker Roland Bamberger. Daniel Popat ist als Priester Bindian Balu Burman (unten) zu sehen. Die Serie läuft montags bis donnerstags um 19.30 Uhr im BR Fernsehen.



Sehr sympathisch

Zu „Bewusst ein Teil der Kirche sein“ in Nr. 17:

Es freut mich sehr, dass der Schauspieler Horst Kummeth Mitglied des Pfarrgemeinderats ist. Ich sehe die Serie „Dahoam is Dahoam“ mit Begeisterung an. Da ist die Welt noch in Ordnung! Auch die Darsteller sind sehr sympathisch. Die Kirche spielt in der Serie eine wichtige Rolle. Besonders gut gefällt mir die Entwicklung des indischen Priesters Burman. Am Anfang hat er nur geringe Deutschkenntnisse. Jedes Mal wird die Verständigung besser. Die Dorfbewohner freuen sich mit ihm.

Brigitte Darmstadt,
87600 Kaufbeuren

Vielen Dank für diesen Beitrag über einen der bekanntesten bayerischen Schauspieler, Horst Kummeth. In München wurde er in den Pfarrgemeinderat gewählt. Für sein Tun und geistiges Wirken wünsche ich ihm alles erdenklich Gute und ein glückliches Händchen.

Peter Eisenmann,
68647 Biblis

Putin hat Angst

Zu „Wir sind keine Staatskleriker“ in Nr. 19:

Vielleicht habe das „Bellen der Nato vor Russlands Toren“ Putin dazu gebracht, die Ukraine anzugreifen, sagt der Papst. Er hat zu 100 Prozent Recht! Bitte lesen Sie sich in die Vorgeschichte des Konflikts ein, und glauben Sie nicht nur dem ZDF und der ARD. Putin hat Angst, dass die Nato immer weiter in sein Land eindringt. Immer mehr Waffenlieferungen bedeuten einen immer längeren Krieg. Wäre die Ukraine in der Nato, hätten wir jetzt einen Weltkrieg.

Der ukrainische Außenminister Dmytro Kuleba wirft den Deutschen vor, nur Waffen zu liefern, die sie selbst nicht brauchen. Und der ukrainische Botschafter in Deutschland, Andriy Melnyk, benimmt sich wie ein rotzfrecher Bengel, wenn er unseren Bundeskanzler Olaf Scholz als beleidigte Leberwurst bezeichnet. Ich finde, das sollte uns zu denken geben, was für Leute in der Ukraine an der Macht sind. So etwas ist ein „No go“!

Emilie Thoma, 95676 Wiesau



▲ Der ukrainische Botschafter in Berlin, Andriy Melnyk, ist wegen seines mitunter provokanten Auftretens umstritten.

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Frohe Botschaft

Pfingstsonntag

Lesejahr C

Erste Lesung

Apg 2,1–11

Als der Tag des Pfingstfestes gekommen war, waren alle zusammen am selben Ort. Da kam plötzlich vom Himmel her ein Brausen, wie wenn ein heftiger Sturm daherfährt, und erfüllte das ganze Haus, in dem sie saßen.

Und es erschienen ihnen Zungen wie von Feuer, die sich verteilten; auf jeden von ihnen ließ sich eine nieder. Und alle wurden vom Heiligen Geist erfüllt und begannen, in anderen Sprachen zu reden, wie es der Geist ihnen eingab.

In Jerusalem aber wohnten Juden, fromme Männer aus allen Völkern unter dem Himmel. Als sich das Getöse erhob, strömte die Menge zusammen und war ganz bestürzt; denn jeder hörte sie in seiner Sprache reden. Sie waren fassungslos vor Staunen und sagten:

Seht! Sind das nicht alles Galiläer, die hier reden? Wieso kann sie jeder von uns in seiner Muttersprache hören:

Parther, Meder und Elamiter, Bewohner von Mesopotámien, Judäa und Kappadókien, von Pontus und der Provinz Asien, von Phrygien

und Pamphýlien, von Ägypten und dem Gebiet Líbyens nach Kyréne hin, auch die Römer, die sich hier aufhalten, Juden und Proselyten, Kreter und Áraber – wir hören sie in unseren Sprachen Gottes große Taten verkünden.

Zweite Lesung

Röm 8,8–17

Schwestern und Brüder! Wer aber vom Fleisch bestimmt ist, kann Gott nicht gefallen. Ihr aber seid nicht vom Fleisch, sondern vom Geist bestimmt, da ja der Geist Gottes in euch wohnt. Wer aber den Geist Christi nicht hat, der gehört nicht zu ihm.

Wenn aber Christus in euch ist, dann ist zwar der Leib tot aufgrund der Sünde, der Geist aber ist Leben aufgrund der Gerechtigkeit.

Wenn aber der Geist dessen in euch wohnt, der Jesus von den Toten auferweckt hat, dann wird er, der Christus von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber lebendig machen, durch seinen Geist, der in euch wohnt.

Wir sind also nicht dem Fleisch verpflichtet, Brüder und Schwestern,

so dass wir nach dem Fleisch leben müssten. Denn wenn ihr nach dem Fleisch lebt, müsst ihr sterben; wenn ihr aber durch den Geist die sündigen Taten des Leibes tötet, werdet ihr leben.

Denn die sich vom Geist Gottes leiten lassen, sind Kinder Gottes. Denn ihr habt nicht einen Geist der Knechtschaft empfangen, so dass ihr immer noch Furcht haben müsstet, sondern ihr habt den Geist der Kindschaft empfangen, in dem wir rufen: Abba, Vater!

Der Geist selber bezeugt unserem Geist, dass wir Kinder Gottes sind. Sind wir aber Kinder, dann auch Erben; Erben Gottes und Miterben Christi, wenn wir mit ihm leiden, um mit ihm auch verherrlicht zu werden.

Evangelium

Joh 14,15–16.23b–26

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn ihr mich liebt, werdet ihr meine Gebote halten. Und ich werde den Vater bitten und er wird euch einen anderen Beistand geben, der für immer bei euch bleiben soll.

Wenn jemand mich liebt, wird er mein Wort halten; mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und bei ihm Wohnung nehmen. Wer mich nicht liebt, hält meine Worte nicht. Und das Wort, das ihr hört, stammt nicht von mir, sondern vom Vater, der mich gesandt hat.

Das habe ich zu euch gesagt, während ich noch bei euch bin. Der Beistand aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.

Die Pfingstillustration des sogenannten Stammheimer Missale (um 1165, The J. Paul Getty Museum, Los Angeles) zeigt unüblicherweise nicht die Herabkunft des Heiligen Geistes, sondern Petrus bei seiner Pfingstpredigt.

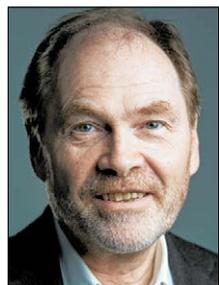
Foto: gem

Die Predigt für die Woche

Vom Heiligen Geist veredelt

von Wolfgang Thielmann

Alle wurden wir mit dem einen Geist getränkt, schreibt Paulus in der zweiten Lesung. Ich musste dabei an den Likör denken, den meine Frau aus den in unserem Garten wachsenden Quitten macht.



Monatlang lässt sie die gestückelten Quitten in Kornbrand durchziehen. Wenn sie durch und durch davon getränkt sind, verbindet sich das Quittenaroma mit den guten Eigenschaften des Alkohols.

Die Früchte geben dem Likör von ihrem Geschmack ab. Und sie selber werden dadurch haltbar und genießbar, eine Köstlichkeit zu Vanilleeis.

Ein doppelter Genuss, Likör und Früchte. Roh sind sie steinhart. So eine Veredlung bewirkt der Heilige Geist auch in Menschen.

Für manche ist der Vergleich gewagt. Die Bibel selbst feiert zum Beispiel die guten Seiten des Weins. Aber Alkohol ist ein Gift und kann Menschen die Sinne vernebeln.

Genau das vermuteten manche Zuhörer beim ersten Pfingstfest vor 2000 Jahren in Jerusalem. Die ersten Christen wurden vom Heiligen Geist erfüllt, sie lobten Gott, und sie erzählten, was sie mit Jesus erlebt hatten und was das für alle Menschen bedeutet. Deshalb hielten manche die Christen für angetrunken: Die Wirklichkeit ist nüchterner.

So ähnlich wie die ersten Christen in Jerusalem schildert es Paulus hier. Er beschreibt lauter gute

Wirkungen des Heiligen Geistes: Der Geist stiftet eine Beziehung zwischen Gott und uns. Er stiftet Einheit unter ganz verschieden begabten Menschen. Er stiftet Nutzen: Was er einem schenkt, soll allen zugute kommen. Lebt Paulus in einer anderen Wirklichkeit? Schreibt er im Überschwang, redet er sich in Rage? Ist ihm die Nüchternheit verlorengegangen?

Die Wirklichkeit in unseren Kirchen ist zwiespältig. Wir erleben berührende Momente, wir begegnen Gott. Aber wir sehen auch Missbrauch, Machtgehebe und Kämpfe. Ein Leib? Einheit geht anders.

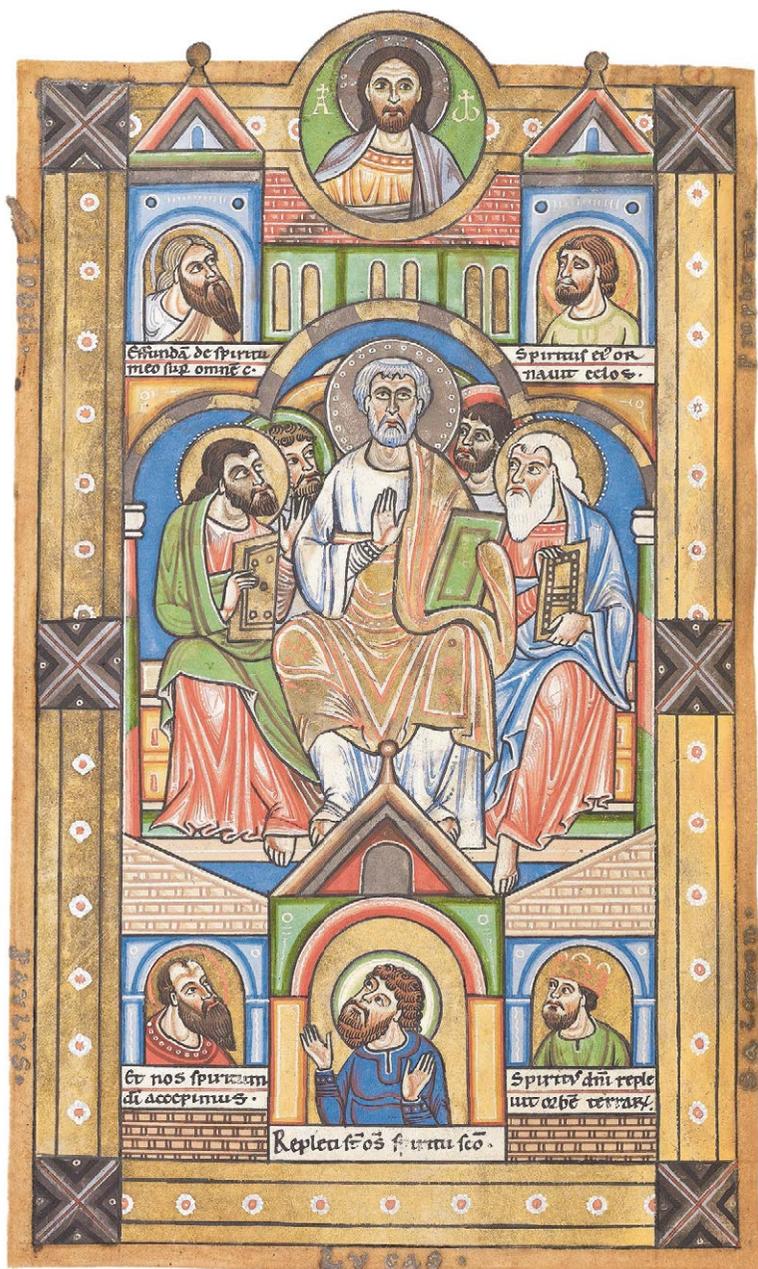
Wir können nur hoffen. Und darum beten. Und uns dann anstrengen: Dass wir zueinanderkommen. Dass es gelingt, aus den verschiedenen Fähigkeiten etwas Ganzes, etwas

Gemeinsames wachsen zu lassen. Wir haben es nicht in der Hand. Die Kirche, die wir sehen, ist genauso unvollkommen wie die Welt, die sie umgibt.

Aber weil Gott den heiligen Geist versprochen hat, möchte ich die Hoffnung nicht aufgeben, dass wir in der Kirche und darüber hinaus etwas sehen von seinen Wirkungen. Dass Menschen einander verstehen, wenn ich nicht damit rechne. Dass sie zueinander finden. Dass wir aus den verschiedenen Kirchen stärker zusammenwachsen, auch wenn wir unterschiedlich geprägt sind.

Ich möchte die Hoffnung nicht aufgeben, dass die berührenden Momente in der Kirche mehr und die ernüchternden Erlebnisse weniger werden. Dass Menschen in der Kirche getröstet, aufgerichtet und ermutigt werden. Und dass diese Erfahrungen uns durchtränken und wir beeindruckt und begeistert über Gott reden.

Auch wenn ein paar andere das für übertrieben halten.



Gebet der Woche

Komm herab, o Heil'ger Geist,
der die finstre Nacht zerreißt,
strahle Licht in diese Welt.

Komm, der alle Armen liebt,
komm, der gute Gaben gibt,
komm, der jedes Herz erhellt.

Höchster Tröster in der Zeit,
Gast, der Herz und Sinn erfreut,
köstlich Labsal in der Not.

In der Unrast schenkst du Ruh,
hauchst in Hitze Kühlung zu,
spendest Trost in Leid und Tod.

Komm, o du glücklich Licht,
fülle Herz und Angesicht,
dring bis auf der Seele Grund.

Ohne dein lebendig Wehn
kann im Menschen nichts bestehn,
kann nichts heil sein noch gesund.

Was befleckt ist, wasche rein,
Dürrem gieße Leben ein,
heile du, wo Krankheit quält.

Wärme du, was kalt und hart,
löse, was in sich erstarrt,
lenke, was den Weg verfehlt.

Gib dem Volk, das dir vertraut,
das auf deine Hilfe baut,
deine Gaben zum Geleit.

Lass es in der Zeit bestehn,
deines Heils Vollendung sehn
und der Freuden Ewigkeit.

Pfingstsequenz, Stephen Langton (†1228) zugeschrieben

Glaube im Alltag

von Pater Cornelius Bohl OFM



Sowohl als auch“. Das klingt nach Unentschiedenheit oder Opportunismus. Wer es allen Recht machen will, sitzt am Ende meistens auch zwischen allen Stühlen. Dann doch lieber „entweder oder“. Brauchen wir nicht Eindeutigkeit und klare Positionen?

Ja, ich bin sehr für Klarheit und Entschiedenheit. Ich selbst zum Beispiel habe mich einmal für eine Lebensform entschieden und hoffe, dass ich diesem Entschluss treu bleiben kann. Alles auf einmal geht nicht. Aber zugleich merke ich jeden Tag: So eindeutig, wie ich es gerne hätte, ist das Leben fast nie. Es gibt nicht nur richtig und falsch, schwarz und weiß, sondern unendlich viele Zwischenstufen. Erfahrungen, die sich scheinbar widersprechen, kommen gleichzeitig vor und haben beide ihre Stimmigkeit. Genau das macht das Leben im wahrsten Sinn des Wortes „spannend“. Spannungen können zerreißen. Oft aber halten sie auch lebendig und sorgen für eine Dynamik, aus der viel Neues und Gutes entsteht. Ideale leben vom „entweder oder“. Der Alltag eher vom „sowohl als auch“.

Pfingsten ist das Hochfest des „sowohl als auch“. Derselbe Geist Gottes steht für ganz Unterschiedliches, das sich auszuschließen scheint: Er schenkt individuelle Charismen, schafft aber zugleich Gemeinschaft und sichert Einheit. Er bewahrt in der Gemeinschaft mit Jesus, lässt „bleiben“, bewirkt aber auch Veränderung. Er erinnert an die Geschichte Jesu und drängt doch in neue Zukunft. Er schafft

Kirche, weht aber dort, wo er will, e b e n nicht nur in der Kirche, sondern erneuert das Angesicht der Erde. Er ist also progressiv und konservativ zugleich, bindet und befreit, ermöglicht Einheit in Verschiedenheit. Sowohl als auch eben statt entweder oder.

Einladung zum Wachsen

Das ist kein Plädoyer für Belieblichkeit und Wischiwaschi. Wohl aber Ermutigung, mit den unausweichlichen Spannungen des Lebens kreativ und geistvoll umzugehen. Das ist ja ein entscheidendes Übungsfeld für den Glauben im Alltag. Wenn ich an den Geist Gottes glaube, brauche ich keine Angst zu haben vor einem offenen Dialog, denn die Wahrheit liegt nicht genau in der Mitte, sondern offenbart sich im Aushalten von Differenzen. Dann ist Anderssein keine Bedrohung, sondern Bereicherung und eine Einladung zum Wachsen. Dann führt Entschiedenheit nicht gleich zu Fundamentalismus.

Statt sich vorschnell mit einem müden „Entweder Oder“ zu begnügen, das sich zwar gerne entschlossen gibt, oft aber aus einer tiefen Angst kommt, lädt Pfingsten ein zu einem mutigen „Sowohl als auch“. Spannungen sind dann keine Schreckgespenste mehr, sondern Quellen kreativer Lebendigkeit und Biotope von Gottes Geist mitten im Alltag.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 2. Woche, ab Dienstag 10. Woche im Jahreskreis

Sonntag – 5. Juni
Pfingstsonntag

M. am Pfingsttag: Gl, Sequenz, Cr, Prf Pfingsten, in den Hg I-III eig. Einschub, feierl. Schlusssegen, Entlassungsruf (rot); 1. Les: Apg 2,1-11, APs: Ps 104,1-2.24-25.29-30.31 u. 34, 2. Les: 1Kor 12,3b-7.12-13 oder Röm 8,8-17, Sequenz GL 343/344, Ev: Joh 20,19-23 o. Joh 14,15-16.23b-26

Montag – 6. Juni
Pfingstmontag

Maria, Mutter der Kirche
Messe vom Pfingstmontag, Gl; Messe von Pfingsten oder Votivmesse vom Heiligen Geist (rot); 1. Les: Apg 19,1b-6a oder Joël 3,1-5, APs: Ps 145,2-3.4-5.8-9.10-11.15-16, 2. Les: Röm 8,14-17, Ev: Joh 3,16-21

An einem festfreien Tag der Woche kann genommen werden: **Messe von Maria, Mutter der Kirche (weiß);** Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Dienstag – 7. Juni

Messe vom Tag (grün); Les: 1Kön 17,7-16, Ev: Mt 5,13-16

Mittwoch – 8. Juni

Messe vom Tag (grün); Les: 1Kön 18,20-39, Ev: Mt 5,17-19

Donnerstag – 9. Juni

Hl. Ephräm der Syrer, Diakon, Kirchenlehrer
Messe vom Tag (grün); 1Kön 18,41-46, Ev: Mt 5,20-26; **Messe vom hl. Ephräm (weiß);** Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Freitag – 10. Juni

Messe vom Tag (grün); Les: 1Kön 19,9a.11-16, Ev: Mt 5,27-32

Samstag – 11. Juni

Hl. Barnabas, Apostel
Messe vom hl. Barnabas, Prf Ap (rot); Les: Apg 11,21b-26; 13,1-3, Ev: Mt 5,33-37 oder aus den AuswL

WORTE DER SELIGEN:
JORDAN VON SACHSEN AN
DIANA VON ANDALÓ

Christus, das Band der Freundschaft



Selige der Woche

Diana von Andaló

geboren: um 1200 in Bologna
gestorben: 10. Juni 1236 ebendort
seliggesprochen: 1888 durch Papst Leo XIII.
Gedenktag: 8. oder 10. Juni

1219 schenkte Dianas Großvater den Dominikanern ein Grundstück in Bologna. Dianas Wunsch, sich dem neuen Orden anzuschließen, widersetzte sich ihre Familie aber entschieden. Jordan von Sachsen, dem Ordensgeneral, gelang es, sie umzustimmen. So wurde Diana Dominikanerin und gründete 1223 das Kloster St. Agnes in Bologna, das seine Hauptaufgabe darin sah, die Brüder durch ihr Gebet zu unterstützen. Zwischen Diana und Jordan entwickelte sich eine tiefe geistliche Freundschaft. Erhalten sind 56 Briefe Jordans, die meisten an Diana, einige auch an ihre Mitschwesterinnen gerichtet. Leider sind ihre Briefe an Jordan nicht erhalten. *red*

Jordan mahnt Diana zum Vertrauen und zur Hoffnung auf Gott in allen Wechselfällen des Lebens.

In einem seiner Briefe schrieb er: „Liebe, deine Einsicht weiß zur Genüge, dass wir, solange wir in der Verbannung dieser Welt festgehalten werden, alle gar sehr an Mängeln leiden und noch nicht zu jener Beharrlichkeit, die uns künftig verliehen wird, gelangen können. Und das ist der Grund, weshalb wir uns nicht in allem, was um uns geschieht, gleichmütig verhalten, sondern bisweilen durch Glücksfälle zu sehr erheben, und bisweilen durch Unglücksfälle zu sehr niedergeschlagen werden. Wir müssen jedoch, die wir zur künftigen Unsterblichkeit gelangen wollen, uns jenem künftigen Leben schon ein wenig angleichen und in dem gegenwärtigen, damit wir unsere Herzen auf die Kraft Gottes einstellen, so viel wir können, danach trachten, dass wir alle Hoffnung, alles Vertrauen und all unsere

Kraft auf den Herrn setzen, damit auch wir, so wie Gott selbst immer in sich unveränderlich und ruhig bleibt, ihn darin, so viel wir können, nachahmen. Er ist nämlich die nie versagende sichere Zuflucht, die immer besteht, bei dem jeder, je mehr er ihn sucht, umso sicherer bleiben kann. Und darum konnten die Heiligen, die eine so große Hoffnung auf den Herrn setzten, alle Widerwärtigkeiten, die ihnen in diesem Leben zustoßen mochten, so leicht verachten. Auch du, meine Teure, fliehe daher immer mehr und mehr zu dem Herrn, und was dir Schweres, was dir an Schmerz zustoßt, wird den Grund deines Herzens, wenn er fest bleibt, nicht erschüttern. Das drücke gut und oft deinem Herzen ein und rate gerade das deinen Schwestern an.“

Diana und ihren Mitschwesterinnen schrieb er: „Werdet auch ihr stark im Herrn Jesus Christus, und ‚er selber wohne immer in euerem Herzen‘ (Eph 3,17). Denn ein Herz, das Christi entbehrt, ist wie eine Schale ohne Korn; des-

halb wird es vom Winde hinweggeführt, weil es von der Versuchung herumgewirbelt wird. Eine Schale aber, die ein Korn einschließt, mag sie auch dem Winde ausgesetzt sein, kann der Wind nicht fortragen; denn sie wird durch das Korn festgehalten, so dass sie von dem Winde nicht weitergetragen wird. So wird auch von Christus ein Herz, in dem er wohnt, gefestigt, dass es nicht durch die Versuchung, die es bewegt und treibt, herausgeschleudert oder herumgetrieben wird.

Eine Schale, die der Wind verweht, hängt nicht fest am Korn; und damit wir fest an ihm hängen, hat er selbst mit dem festen Gürtel seiner Liebe uns an sich gebunden. So wie er also uns an sich ketten wollte, so möge er uns gnädig nach sich ziehen und zum ewigen Leben führen, er, der gepriesen ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.“

Zusammengestellt von
Abt em. Emmeram Kränkl;
Fotos: gem, oh

Diana von Andaló finde ich gut ...



„... weil sie als junge begabte Frau ihre dominikanische Berufung – auch gegen den Willen ihrer Familie – leidenschaftlich, gläubig und konsequent lebte. Sie verwirklichte am Beginn unserer Ordenstradition ihre Vision vom Leben einer Predigerschwester in ungewöhnlicher, für mich schöner und vorbildlicher Weise als Freundschaftsgeschichte in geschwisterlicher Gleichberechtigung mit dem heiligen Dominikus und nach dessen Tod mit seinem Nachfolger Jordan von Sachsen.“

Schwester Benedikta Hintersberger, Dominikanerin, Priorin von St. Ursula, Augsburg

Zitate

von Jordan von Sachsen

„Ich weiß, dass Du Dich hinsichtlich meines Befindens sorgst, so wie auch ich mich um Dich Sorge. ...
Nimm es nicht so schwer, Liebste,
dass Du mich nicht beständig leibhaftig bei Dir hast.
Denn geistig bin ich in innigster Liebe immer bei Dir.“

„Warum ängstigst Du Dich so? Bin ich nicht Dein?
Dein in der Arbeit, Dein in der Ruhe; Dein, wenn ich da bin,
Dein, wenn ich fern bin. Dein im Gebet,
Dein im guten Werk und Dein,
wie ich hoffe, im ewigen Lohn!“

„Christus ist das Band,
durch das mein Geist mit Deinem Geist verbunden ist.
In ihm bist Du ununterbrochen bei mir,
wohin immer ich auch gehe.“

PRESSEFREIHEIT IN PALÄSTINA

Journalisten unter Beschuss

Reporterin stirbt durch Kopfschuss – Scharfe Kritik an Menschenrechtslage

JERUSALEM – Der Tod der palästinensisch-amerikanischen Journalistin Shireen Abu Akleh bei einem israelischen Militäreinsatz in Dschenin im Westjordanland wirft ein Schlaglicht auf die Situation der Pressefreiheit in den besetzten Palästinensergebieten.

Es sind Szenen, die auf einer Trauerfeier niemand sehen will: Behelmte Uniformierte drängen den Trauerzug zurück, Sicherheitskräfte treten und schlagen Trauergäste und Sargträger, darunter Angehörige der Toten. Dann geschieht das Unfassbare: Der Sarg kippt – und wird gerade noch aufgefangen, bevor er auf die Straße stürzt.

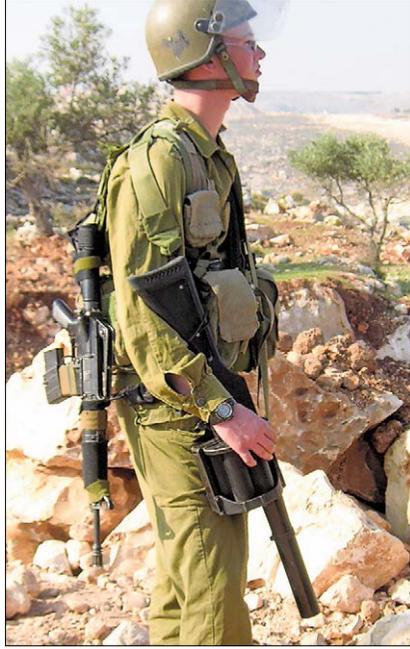
Schon zuvor setzten israelische Sicherheitskräfte nach Angaben von Vatican News Blendgranaten und Schlagstöcke gegen die versammelte Menge und gegen Journalisten ein. Die Polizei hinderte die Trauergemeinde, den Sarg zur griechisch-katholischen Kathedrale zu tragen. Den Weg gab sie erst frei, nachdem der Sarg in einen Wagen verladen war. Die Teilnehmer des Trauermarschs seien aufgewiegelt worden, hieß es zu Begründung.

„Unsere Märtyrerin“

In der Altstadt versuchten die Sicherheitskräfte, die Gasse zur Kirche zu blockieren und Muslimen den Zutritt zu verwehren. Palästinensische Flaggen wurden konfisziert. Die Trauergemeinde rief „Shireen, unsere Märtyrerin“ und „Zusammen für Shireen – Muslime und Christen“. Am 11. Mai war jene Shireen Abu Akleh, palästinensische Christin und seit 25 Jahren für den Fernsehsender Al-Jazeera tätig, bei einer Razzia der israelischen Armee durch einen Kopfschuss getötet worden.

Sie habe aus „ihrer Palästinenserfreundlichkeit keinen Hehl“ gemacht, beschreibt Jacques Ungar vom jüdischen Internetportal Tachles.ch die 51-jährige Reporterin mit US-Staatsangehörigkeit. Trotzdem habe sie „als objektiv und fachkundig“ gegolten. Ihre Kollegin Dalia Hatuqa lobt: Sie „wollte die Geschichten machen, die kein anderer anpacken wollte“, und habe Menschen zu Wort kommen lassen, „von denen wir sonst nichts wüssten“.

In einem Youtube-Video sagt Hatuqa über Abu Akleh: „Wie die restlichen palästinensischen Journa-



▲ Ein israelischer Soldat beobachtet eine Demonstration im Westjordanland.

listen war sie ein Ziel.“ Tatsächlich werden Journalisten in den besetzten Palästinensergebieten nicht selten an der Arbeit gehindert. Manche werden verletzt oder gar getötet. Während der Zweiten Intifada 2002 starb der italienische Fotograf Raffaele Ciriello im israelischen Sperrfeuer, als er in Ramallah eine Razzia der Armee dokumentierte.

Beim palästinensischen „Marsch der Rückkehr“ 2018 im Gaza-Strei-

fen war das israelische Militär für den Tod zweier palästinensischer Journalisten verantwortlich. „Kumi Now“, eine Initiative des christlichen Zentrums Sabeel, bezeichnete den Tod von Yasser Murtaja und Ahmed Abu Hassan als „das schwerwiegendste und eindeutigste Zeichen für den Umgang israelischer Besatzungstreitkräfte mit Journalisten und Medien in Palästina“.

Verhaftung und Verhör

Auf der Rangliste der Pressefreiheit der Organisation „Reporter ohne Grenzen“ liegt Palästina auf Platz 170 von 180 – nicht nur, aber auch wegen der israelischen Besatzungspolitik. Journalisten unterliegen dort demnach „teils schweren Einschränkungen“. Die Armee schieße auf Demonstranten und verletze dabei auch Journalisten. Auch bei Luftangriffen kämen Reporter um. „Verhaftungen, Verhöre und Administrativhaft durch Israel“ seien an der Tagesordnung.

Seit Abu Aklehs Tod wird das Internet mit Analysen, Presseerklärungen und Kommentaren regelrecht geflutet. In die Berichterstattung mischen sich auch einseitige Schuldzuweisungen, Vorurteile und „Fake News“. Michelle Bachelet, UN-Hochkommissarin für Menschenrechte, urteilte, der israelische

Einsatz, der zum Tod der Journalistin führte, erscheine ihr „unnötig“ und müsse „unverzüglich und transparent untersucht werden“.

Aus israelischen Regierungskreisen verlautete, die Kugel entstamme möglicherweise einem palästinensischen Gewehr. Noch am Todestag erklärte die Menschenrechtsorganisation B'Tselem, dass die dokumentierten Schüsse von Palästinensern „wohl nicht die waren“, die die Journalistin töteten. Als Beleg wertet B'Tselem die Standorte der israelischen Soldaten und militanter Palästinenser zum Zeitpunkt der Schüsse.

Ori Givati von der Veteranenorganisation „Breaking the Silence“ erklärt auf Anfrage unserer Zeitung, dass „unschuldige Palästinenser oft durch Gewehrfeuer“ ums Leben kommen. „Egal, aus welcher Waffe die tödliche Kugel stammt: Israel ist für eine gewaltsame Besatzung und die täglichen Invasionen in palästinensische Städte und Dörfer verantwortlich, die naturgemäß zur Tötung Unschuldiger führen.“

Dies sei genau jene Realität, „die aufzudecken Shireen ihr Leben gewidmet hatte“ – eine Herzensaufgabe, bei deren Ausübung sie ums Leben kam. Sie war nicht der erste Pressevertreter, der in den Palästinensergebieten getötet wurde. Und sie wird wohl auch nicht der letzte gewesen sein. *Johannes Zang*



▲ Palästinenser erinnern in Dschenin mit einem Gemälde an die dort getötete Journalistin Shireen Abu Akleh. Daneben ein Porträt des 2004 gestorbenen Palästinenser-Führers Jassir Arafat. *Fotos: Imago/Zuma Wire, Zang*



▲ Die alten Bürgervillen stammen aus deutscher Zeit, als Ustronie Morskie noch Henkenhagen hieß.



▲ Der 62-jährige Ukrainer Nikolai arbeitet in Ustronie Morskie als Automechaniker. Fotos: Vallendar



▲ Unterstützung für ukrainische Flüchtlinge wird hier gern geleistet, zum Beispiel im Café „Azyl“.

UKRAINER AN DER POLNISCHEN KÜSTE

Der Strand der Gestrandeten

Flucht, Vertreibung und Neubeginn im pommerschen Ostseebad Ustronie Morskie

HENKENHAGEN – Flucht und Vertreibung gehören schon lange zur Stadtgeschichte von Henkenhagen, dem heute polnischen Ostseebad Ustronie Morskie in Pommern. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs mussten die Deutschen das Gebiet auf der Flucht vor der Roten Armee verlassen. Ende 1945 ließen sich zwangsumgesiedelte Polen nieder. Heute ist die Stadt Anlaufpunkt für Kriegsflüchtlinge aus der Ukraine.

Bis 1945 hieß der Ort Henkenhagen. Er blickte auf rund 1000 Jahre deutscher Geschichte zurück. Dann kam der Zweite Weltkrieg und hinterließ ein Meer aus Tränen und Trümmern. Ein wenig Architektur aus deutscher Zeit hat sich immerhin erhalten: ein heruntergekommenes Badehaus, Bürgervillen und Grünanlagen mit dicken Eichen und Buchen.

Sie erinnern an das, was den Urlaubsort einst prägte. Henkenhagen war Sehnsuchtsort für Schriftsteller und Freidenker wie Thomas Mann, ein mondänes Kurpfaster zu Zeiten Otto von Bismarcks. Wie sehr die Geschäftswelt auch heute noch um deutsche Gäste buhlt, belegen die vielen zweisprachigen Werbe- und Informationstafeln in polnischer und deutscher Sprache.

„Nach dem Zweiten Weltkrieg kam Ustronie Morskie unter polnische Verwaltung“, sagt Sven Felix Kellerhoff, Historiker an der Freien Universität Berlin. Die Siegermächte wollten Polen mit Landzugewinnen im Westen für deutsches Unrecht während der Besatzungsjahre entschädigen – und für polnische

Landverluste an die Sowjetunion im Osten.

Das Verhältnis der Deutschen zu ihren östlichen Nachbarn litt jahrzehntelang durch den Verlust der deutschen Ostgebiete. Erst 1991 erkannte das wiedervereinigte Deutschland die Oder-Neiße-Grenze als endgültig an. „Vieles hat sich seither zum Guten gewendet und blühende Landschaften auch östlich von Oder und Neiße entstehen lassen“, sagt Historiker Kellerhoff. Die polnischen Straßen etwa gelten heute als sicher und gut ausgebaut.

Stadtbild stark verändert

Die zahlreichen ausländischen Autokennzeichen längs der Strandpromenade belegen: Längst ist auch Ustronie Morskie Teil des zusammenwachsenden Europas. Das Stadtbild hat sich seit der Flucht und Vertreibung der Deutschen stark verändert – in vielem zum Positiven. Die 1990 begonnene Transformation zur Marktwirtschaft hat Polen in die Liga der 20 weltweit wohlhabendsten Länder katapultiert.

Wie 1945 spiegelt sich das Weltgeschehen auch heute wieder in Ustronie Morskie wider. Seit Mitte März tummeln sich in der Stadt neben Touristen auch Geflüchtete aus der Ukraine: junge Frauen mit Kindern, die tagsüber arbeiten, oft bei Verwandten leben und an Wochenenden den Strand, die Innenstadt und die meist offenen Gotteshäuser bevölkern.

„Auch wegen der gut ausgebauten Bildungsinfrastruktur zieht es viele Menschen hierher“, sagt die Anwohnerin einer Kirche, von deren

Portal der Gründer der Salesianer, Don Bosco, von einem großen Plakat grüßt. Die ukrainischen Kinder fielen im Alltag kaum auf, erzählt die Frau. Sie lernten schnell Polnisch und knüpften rasch Kontakte zu Gleichaltrigen. Die Stadt war bis 1945 überwiegend protestantisch geprägt. Seither bestimmen Katholiken die religiösen Geschicke.

Mit seiner großzügigen Aufnahme von Ukrainern hat das Land viele überrascht. „2015 hatte Polen gegen die Aufnahme muslimischer Flüchtlinge votiert“, ruft die Publizistin und Theologin Elisabeth Hausen vom Portal Israelnetz.com in Erinnerung, „wohl ahnend, dass es wegen kultureller Unvereinbarkeit

zwischen Islam und Christentum früher oder später zu massiven Problemen im Zusammenleben gekommen wäre.“

Es kommt offenbar bei der Frage, ob Flüchtlinge in einem Land willkommen sind, auch darauf an, wo sie herkommen und wie schnell sie sich auf das Leben in der neuen Heimat einlassen. In Ustronie Morskie hat man sich jedenfalls gut auf die Neuankömmlinge eingestellt. Im Café „Azyl“ gibt es Kaffee und Kuchen für kleines Geld. Tagsüber und manchmal auch abends treffen sich neben Ukrainern auch Weißrussen, Balten und Georgier.

Manchmal seien auch Deutsche dabei, hört man. „Vor allem, um das



kostenlose WLAN zu nutzen“, sagt der freundliche Mann am Tresen. Die Sprache des westlichen Nachbarn hat er in der Schule gelernt. Er spricht sie recht passabel. Manche der ausländischen Gäste, sagt er, seien auf dem Weg nach Westen, manche aber seien hier gestrandet. Nicht immer klappe es in Ustronie Morskie mit einer gut entlohnten Arbeit.

Eine Vollzeitverkäuferin im örtlichen Dino-Discounter verdient nur knapp 600 Euro netto im Monat. „Und das bei Preisen kaum niedriger als in Belgien, Deutschland oder Holland“, beklagt Natascha (36), die im ukrainischen Poltawa Verwaltungswissenschaft und Büromanagement studiert hat und nun in einer Bar aushilft. Ohne ihre Ersparnisse und die regelmäßigen Essenspakete polnischer Nachbarn kämen sie und ihr fünfjähriger Sohn Viktor kaum über die Runden, meint sie.

Hervorragender Ruf

Etwas besser sieht es bei Nikolai aus, einem gebürtigen Georgier mit ukrainischem Pass. Der 62-jährige gelernte Mechaniker arbeitet in einer Autowerkstatt und genießt wegen seiner geschickten Hände und seines Fachwissens einen hervorragenden Ruf über die Grenzen der Stadt hinaus.

Die kulturellen Bande zwischen Polen und Ukrainern sind eng. In Teilen verstehen sich beide Völker sogar, berichtet eine Friseurmeisterin, die inzwischen drei ukrainische Angestellte beschäftigt. Sie alle sind von der Hoffnung beseelt, dass sich der Krieg in ihrer Heimat nicht ausweiten möge. Und dass sie eines Tages dorthin zurückkehren können.

Benedikt Vallendar



Der Strand von Ustronie Morskie: Einst badeten hier Deutsche, dann Polen. In Folge des Ukraine-Kriegs zieht es auch immer mehr Ukrainer in das Ostseebad.

LIBANON-KRIEG VOR 40 JAHREN

Dem Terror folgt die Invasion

1982 wies Israel die Palästinenser-Bewegung militärisch in die Schranken

JERUSALEM/BEIRUT – Die Politik definiert seit jeher gerne „rote Linien“, die die Gegenseite nicht übertreten dürfe. Für Israel war die rote Linie im Sommer 1982 überschritten. Nach einer Serie von Terroranschlägen befahl der rechte Ministerpräsident Menachem Begin ein hartes Durchgreifen im Libanon. Angriffe aus dem Norden sollten so ein für alle Mal unterbunden werden.

In den 1960er Jahren war die Palästinenserführung unter Jassir Arafat nach militärischen Niederlagen gegen Israel nach Jordanien ausgewichen. Im „Schwarzen September“ 1970 hatte König Hussein von Jordanien einen Putschversuch Jassir Arafats gerade noch vereiteln können. Daraufhin musste die Palästinensische Befreiungsorganisation PLO erneut umsiedeln: diesmal in den Libanon.

In der „Schweiz des Nahen Ostens“ entwickelte sich in der Folgezeit ein blutiger Bürgerkrieg zwischen verschiedenen Milizen, Libanesen und Palästinensern, Christen und Muslimen, Sunniten und Schiiten. Auch das Nachbarland Syrien wurde in den Konflikt hineingezogen. Zugleich attackierte die PLO den jüdischen Staat von Norden her mit Raketen und Artillerie.

Christliche Milizen

Bereits 1978 war die israelische Armee als Reaktion auf ein Massaker von Arafats Fatah-Bewegung an 37 Israelis in den Süden des Libanon eingedrungen. Nach jener Operation Litani unterstützte die Regierung in Tel Aviv christliche Milizen und die israelfreundliche Südlibanesischen Armee mit Geld, Ausrüstung und Ausbildung.

Vier Jahre später eskalierte die Situation erneut: Ab dem 6. Juni 1982 marschierten rund 78 000 israelische Soldaten in mehreren Wellen ins Nachbarland ein, um die palästinensischen Strukturen im Libanon zu zerschlagen. Die Botschaft Begins und seiner christlichen Verbündeten war eindeutig: Wer uns und unsere Familien auslöschen will, wird am Ende alles verlieren.

Unmittelbarer Auslöser der Operation „Frieden für Galiläa“ war ein Pistolenattentat auf Schlomo Argov, den israelischen Botschafter in London. Später wurden die Täter als Mitglieder der radikalen palästi-



▲ Israelische Panzer werden am 7. Juni 1982 nördlich von Sidon im Libanon angeland. Am Tag zuvor war Israels Armee in das Nachbarland einmarschiert, um die Palästinenserorganisation PLO um Jassir Arafat zu bekämpfen.

Fotos: Oberst Mike Elder via Wikimedia Commons/CC BY-SA 3.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0>), gem

nensischen Abu-Nidal-Organisation identifiziert. Israel jedoch machte Arafats PLO verantwortlich und unterstellte ihr, einen im Jahr zuvor vereinbarten Waffenstillstand gebrochen zu haben. Argov starb 2003 an den Spätfolgen des Anschlags.

Erklärtes Ziel Israels war im Sommer 1982 die Schaffung einer 40 Kilometer breiten Pufferzone gegen Angriffe von libanesischem Staatsgebiet sowie die Neutralisierung der PLO, deren langjähriger Führer Jassir Arafat auch in den USA als Terrorist galt – anders als etwa in der DDR: Bei der 40-Jahr-Feier des SED-Staats saß der sozialistische „Freiheitskämpfer“ Arafat auf der Ehrentribüne in Ost-Berlin neben Staatsführern aus aller Welt.



▲ Israels Verteidigungsminister Ariel Scharon (re.) im Gespräch mit seinem US-Kollegen Caspar Weinberger 1982. Wegen eines Massakers christlicher Milizionäre musste Scharon zurücktreten.

Über Sidon und Tyrus drangen israelische Verbände in die libanesischen Hauptstadt Beirut vor, ohne dass die in dem Bürgerkriegsland stationierten syrischen Truppen den Vormarsch hätten verhindern können. Nach teils heftigen Gefechten musste Israel bereits am 11. Juni dem Druck aus den USA entsprechen und einen Waffenstillstand anbieten, der die PLO zunächst nicht umfasste.

Arafat geht ins Exil

Unterm Strich endete „Frieden für Galiläa“ für Israel erfolgreich. Im August 1982 mussten PLO-Chef Arafat und Tausende seiner Kämpfer den Libanon verlassen und für Jahre nach Tunis ins Exil gehen. Französische Fallschirmjäger sowie Soldaten aus Italien, den USA und Großbritannien überwachten den Abzug der Palästinenser. Der proisraelische christliche Miliz-Führer Baschir Gemayel wurde zum Staatspräsidenten gewählt.

Christliche Milizionäre stürmten Mitte September 1982 die von Israel abgeriegelten palästinensischen Flüchtlingslager Sabra und Schatila am Stadtrand von Beirut. Hunderte Zivilisten – nach einzelnen Schätzungen sogar 3000, darunter Frauen und Kinder – wurden gefoltert und getötet. Ariel Scharon, der spätere Ministerpräsident, verlor als politisch Mitverantwortlicher sein Amt als Verteidigungsminister.

Benedikt Vallendar

Kein Gedenken ans Massaker von 1989

HONGKONG – Die katholische Kirche in Hongkong wird in diesem Jahr keine Gottesdienste zum Gedenken an die Opfer des Massakers auf dem Platz des Himmlischen Friedens am 4. Juni 1989 feiern. Als Begründung nennt das Bistum Hongkong Befürchtungen wegen des von Peking auferlegten Sicherheitsgesetzes.

In einer Erklärung heißt es, nach katholischer Überzeugung könne es unterschiedliche Formen von Gedenken an Verstorbene geben. „Die Feier von Gottesdiensten ist eines; aber auch das Gebet im Privaten oder in kleinen Gruppen ist sehr sinnvoll.“

Traditionell wurden am Jahrestag der Niederschlagung der chinesischen Demokratiebewegung am 4. Juni 1989 auf dem Pekinger Platz des Himmlischen Friedens (Tiananmen) in mehreren katholischen Kirchen Hongkongs Gedenkgottesdienste gefeiert.

Die chinesische Sonderverwaltungszone war neben Macao der einzige Ort in China, an dem offen über das Massaker gesprochen werden konnte und zum Jahrestag Kerzenlicht-Mahnwachen und Gottesdienste gefeiert wurden. Seit Inkrafttreten des Sicherheitsgesetzes von Ende Juni 2020 kann dies in Hongkong nicht mehr stattfinden.

Offiziell hatten die Behörden das Verbot mit dem Kampf gegen Corona begründet. Hongkongs Regierung ließ aber auch an der eigenen Universität das Denkmal für die Opfer abreißen und das dem Aufstand gewidmete Museum schließen. Die Regierung der Sonderverwaltungszone Macao hatte bereits im Mai 2021 die Gedenkfeiern zum 4. Juni verboten.

2021 hatten noch sieben katholische Kirchen in Hongkong gewagt, Gedenkgottesdienste zu feiern. In der Nähe der Kirchen hatten pro-chinesische Aktivisten die Kirche als „böartigen Kult“ beschimpft und den emeritierten Kardinal Joseph Zen als gehörnten Teufel dargestellt. *Michael Lenz*



▲ Stilles Gedenken an die Opfer des Tiananmen-Massakers.

FÜNF BRÜDER UND DER KRIEG

Das „Wunder“ von Wladimir

Eine fränkische Fatima-Grotte mahnt Deutsche und Russen zur Versöhnung

KLEINBARDORF – Vor 70 Jahren vollzog sich der Bau einer kleinen Fatima-Kapelle auf einem Berg im fränkischen Grabfeldgau. Dort hatten sich 1938 fünf Brüder einer Familie voneinander verabschiedet. Der Krieg sollte sie für immer trennen. Nur zwei kamen aus dem Gemetzel zurück. Ein Heimgekehrter erlebte im Osten „ein Wunder“ und versöhnte Deutsche und Russen.

Es war Pfingstsonntag 1938: Fünf Brüder haben ihre Einberufungsbescheide erhalten. Am Abend gehen sie nahe ihres Dorfes gemeinsam auf eine Anhöhe, singen und verabschieden sich. Josef, Erhard, Rudolf, Emil und Otto Kleinhenz aus Kleinbardorf sollten nie wieder zusammenkommen. Josef, Erhard und Rudolf fallen später in Russland für „Volk und Vaterland“, wie es auf den Sterbedokumenten heißt. Der Verlust reißt große Wunden.

Otto und Emil Kleinhenz überleben den Krieg und lassen 1952 eine Nachbildung der Fatima-Grotte errichten: genau an jener Stelle am Berg, an der sie sich einst verabschiedeten. Die Andachtsstätte sollte der Erinnerung an die gefallenen Brüder dienen und brachte auch die Dankbarkeit für die eigene Heimkehr zum Ausdruck. Auch heute noch ist die Grotte ein Blickpunkt in Kleinbardorf. Nachts wird sie angestrahlt und leuchtet weit in die Ferne.

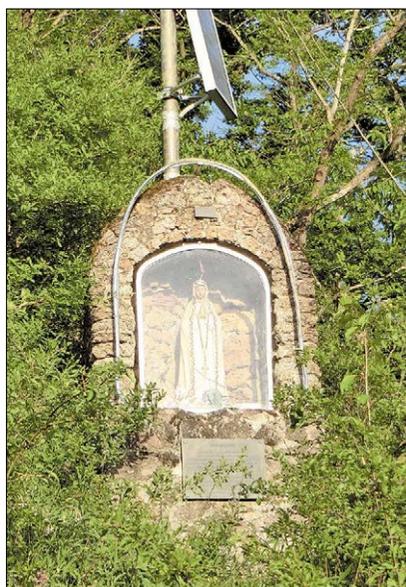
In Gefangenschaft

Otto Kleinhenz geriet am Ende des Krieges 1945 mit seiner Einheit in sowjetische Gefangenschaft. Mit seinen Kameraden musste er in einer Ziegelei in Wladimir, 200 Kilometer nordöstlich von Moskau, Zwangsarbeit leisten. Lehm musste er stechen, der hart wie Leim gewesen sei, erinnerte er sich später. „Schneller, schneller“, seien die Deutschen von ihren Bewachern angetrieben worden. Die geforderte Tagesleistung musste erfüllt werden.

Vier Jahre später verbesserten sich die Bedingungen. Die Gefangenen bekamen für ihre Arbeit kleine Geldbeträge oder einen Nachschlag beim Essen. Nach und nach wurden etliche Kameraden, die körperlich geschwächt waren, in die Heimat entlassen. Kleinhenz jedoch, der kräftig und voll arbeitsfähig war, musste bleiben und weiter schuftete. Sein Ärger wuchs – und ein „Fluch“



▲ Von der Anhöhe blickten die fünf Brüder um Otto Kleinhenz (kleines Bild) 1938 auf ihr Dorf hinunter. Am Ende des Zweiten Weltkriegs lebten nur noch zwei von ihnen.



▲ Die unscheinbare Fatima-Grotte über Kleinbardorf mahnt zur Versöhnung.

hätte ihm beinahe die Heimkehr verweigert.

Beim Wortwechsel mit einem Wachposten rutschte Otto Kleinhenz ein „Verdammt“ heraus. Ein Politoffizier wertete dies so, als habe der deutsche Gefangene die Sowjetarmee verfluchen wollen. Schließlich nahm Otto das wenige Russisch zusammen, das er beherrschte, und manövrierte sich gerade noch aus der misslichen Lage. Das drohende Gefängnis blieb ihm erspart. „Ein Wunder“, kommentierte er später.

Auf den Direktor der Ziegelei ließ Kleinhenz zeitlebens nichts kommen: Alexej Minerwin sei „herzensgut gewesen“, beschrieb er ihn. Wie ein fürsorglicher Vater sei er für die Gefangenen gewesen, habe sogar Wodka für sie organisiert. „Kleinhenz, du trinkst ja wie ein richtiger Russe“, habe er zu dem jungen Franken gesagt, als dem der Alkohol

mundete. Im Russischen wird „h“ wie „g“ ausgesprochen.

Nach seiner Heimkehr 1949 hatte Kleinhenz sich eigentlich geschworen, niemals mehr in den Osten zu gehen. 47 Jahre später bereiste er die Sowjetunion doch wieder. In Wladimir konnte er „seine Ziegelei“ wiederfinden und auch den ehemaligen Direktor ausfindig machen und in den Arm nehmen. Minerwin war inzwischen 88 Jahre alt. „Ich war sehr glücklich, ihn noch anzutreffen“, sagte Kleinhenz später.

Auch nach Minerwins Tod hielt der Franke Kontakt nach Wladimir: zur Tochter des alten Freundes. Über Erlangen, die Partnerstadt von Wladimir, schickte er Pakete nach Russland. Ein russisches Fernsteam interviewte Otto Kleinhenz, um das Beispiel der Freundschaft über Gräber und Ländergrenzen hinweg zu dokumentieren.

Otto Kleinhenz, der 2014 starb, lebte die Versöhnung – gerade wegen seiner Erlebnisse im und nach dem Zweiten Weltkrieg. Er stand für eine Überzeugung, die noch vor wenigen Monaten nahezu niemand in Frage stellte: dass sich Deutsche und Russen nie wieder bewaffnet gegenüberstehen dürfen.

In diesen Tagen, da jene Gewissheit angesichts von Waffenlieferungen und Kriegsrhetorik mehr denn je ins Wanken gerät, erhält die unscheinbare Fatima-Grotte im fränkischen Kleinbardorf eine ganz neue Bedeutung: Sie erinnert nicht mehr nur an das Schicksal von fünf Brüdern – sondern mahnt nun auch zum Frieden zwischen Deutschen und Russen. *Josef Kleinhenz*

Der Autor

ist der Neffe von Otto Kleinhenz.

ZUM NAZI-MÄRTYRER STILISIERT

Der braune „Bluthund“ von Prag

Vor 80 Jahren starb Reinhard Heydrich, der Chef-Planer der „Endlösung“

BERLIN/PRAG – „Er war einer der besten Nationalsozialisten, einer der stärksten Verteidiger des deutschen Reichsgedankens, einer der größten Gegner aller Feinde dieses Reiches.“ So würdigte ein sichtlich ergriffener Adolf Hitler jenen Mann, der am 4. Juni 1942, vor 80 Jahren, den Folgen eines Attentats erlegen war: Reinhard Heydrich.

Zu den Klängen des Trauermarschs aus Richard Wagners „Götterdämmerung“ nahmen Spitzenvertreter von Staat und NSDAP im Mosaiksaal der Neuen Reichskanzlei in Berlin fünf Tage später Abschied. Der mit gerade einmal 38 Jahren verstorbene stellvertretende Reichsprotektor in Böhmen und Mähren erhielt ein Staatsbegräbnis erster Klasse. „Du, Reinhard Heydrich, bist wahrhaft ein guter SS-Mann gewesen“, rief Heinrich Himmler seinem Gefolgsmann nach.

Wer war der Mann, den die Nazis zum „Martyrer“ stilisierten – und den der im Exil lebende Schriftsteller Thomas Mann als „Bluthund“ bezeichnete? In Himmlers SS legte er eine rasante Karriere hin, baute den Sicherheitsdienst (SD) auf und leitete das Reichssicherheitshauptamt. Im Januar 1942 war er Gastgeber der berühmten Wannsee-Konferenz, einer wichtigen Etappe bei der „Endlösung der Judenfrage“.

Wie konnte aus dem Sohn des Musikers Bruno Heydrich aus Halle, aus dem talentierten Geigenspieler und passionierten Sportler mit eher unpolitischem Charakter ein kalter Machtmensch und überzeugter Gefolgsmann des Nazi-Terrors werden? Die Suche nach Antworten führt in die Jahre 1930 und 1931. Die Beziehung zu seiner späteren Frau Lina und eine Reise nach München stell-



▲ Reinhard Heydrich (3. v.l.) zeigt SS-Chef Heinrich Himmler (Mitte) die Prager Burg.

ten die entscheidenden Weichen in Heydrichs Leben.

Mit Lina von Osten macht der junge Offizier Ende 1930 die Bekanntschaft einer glühenden Nationalsozialistin und Antisemitin. Eine Heirat ist bald beschlossene Sache – doch offenbar gibt es da noch eine andere Frau. Der Vater der verhinderten Braut reicht offiziell Beschwerde ein. Reinhard, der jedes persönliche Fehlverhalten abstreitet, wird am 30. April 1931 unehrenhaft aus der Marine entlassen.

Unbedeutender Himmler

Für Heydrich ist das mitten in der Wirtschaftskrise ein Fiasko. Beziehungen bringen ihn jedoch kurz darauf nach München: Am 14. Juni 1931 spricht er bei dem damals noch eher unbedeutenden „Reichsführer SS“ Heinrich Himmler vor. Der will einen eigenen Geheimdienst aufbauen. Heydrich soll einen Organisationsplan skizzieren. Dafür greift dieser auf Kriminalromane aus seiner Jugend zurück – und beeindruckt den offenbar noch konzeptlosen Himmler.

Der Ex-Marineoffizier hat wieder eine Aufgabe. Mit brutaler Effizienz räumen Heydrich, Himmler und ihre Schergen zunächst die politischen Gegner innerhalb und außerhalb der Partei aus dem Weg, bevor der Zweite Weltkrieg neue Einsatzfelder öffnet, insbesondere im Rahmen der „Neuordnung Europas“ sowie der Deportation und Massentötung der Juden.

Heydrich macht sich unentbehrlich. Er ist überall zu fin-

den, wo die Nazis ihr Mordgeschäft verrichten – und hat zwischen zwei Besuchen bei den gefürchteten „Einsatzgruppen“ an der Ostfront im Sommer 1941 noch Zeit, bei den Fechtmeisterschaften in Bad Kreuznach anzutreten. Wenig später wird er Reichsprotektor in Böhmen und Mähren, offiziell als Vertretung für Konstantin von Neurath.

Er sollte den tschechischen Widerstand ausschalten, die Rüstungsproduktion ankurbeln und Juden-deportationen vorantreiben. Dann setzt ihn am 27. Mai 1942 ein Attentat außer Gefecht: Tschechoslowakische Widerstandskämpfer, die mit dem

britischen Geheimdienst kooperierten, lauerten Heydrichs Wagen an einem günstigen Straßenabschnitt auf, um ihn mit Schusswaffen und einer Handgranate zu töten.

Heydrich überlebte das Attentat, wurde notoperiert und schien auf dem Weg der Besserung zu sein. Am 3. Juni traten plötzlich hohes Fieber und eine Blutvergiftung auf – mutmaßlich ausgelöst durch Partikel der Fahrzeugpolsterung, die in die Wunde gelangt waren. Der SS-Führer fiel ins Koma und starb am Tag darauf. Wäre Penicillin zur Verfügung gestanden, „hätte Heydrich wohl überlebt“, schreibt sein Biograph Robert Gerwarth.

Gotteshaus gestürmt

Die Attentäter konnten zunächst zusammen mit anderen einheimischen Widerstandskämpfern in der orthodoxen Kirche St. Cyrill und Method in Prag untertauchen. Am 18. Juni umstellten 800 SS-Männer das Gotteshaus und stürmten es.

Alle Widerstandskämpfer starben.

Die Dörfer Lidice und Ležáky machten die Nazis als Vergeltung für das Attentat dem Erdboden gleich.

Die erwachsenen Einwohner wurden entweder erschossen oder ins KZ gebracht.

Landesweit teilten Tausende Menschen ein ähnliches Schicksal.

Joachim Heinz/
KNA/red



▲ Heydrichs zerstörter Mercedes nach dem Attentat vom 27. Mai 1942. Rechts: der SS-Mann auf einem nachkolorierten Foto.





Weibliche Premiere im Sattel

WEINGARTEN – Herausgeputzte Pferde und Reiter, die mit der Sonne um die Wette strahlen, dazu am Straßenrand tausende Pilger und Schaulustige: Nach dem Abflauen der Corona-Pandemie fand der traditionsreiche Blutritt am Freitag nach Christi Himmelfahrt im oberschwäbischen Weingarten erstmals wieder ohne Einschränkungen statt. Rund 1800 Reiter folgten dem Heilig-Blut-Reiter, Dekan Ekkehard Schmid, durch die Straßen Weingartens – darunter zum ersten Mal auch Frauen. Das Reliquiar, das der Blutreiter trug, enthält der Überlieferung nach einen Blutstropfen Jesu Christi und gelangte über die Welfengemahlin Judith von Flandern 1094 an das Benediktinerkloster Weingarten. *red/Foto: Stadt Weingarten*

Das aktuelle katholische Nachrichten-Magazin
aus dem Bistum Augsburg

katholisch1.tv

Vom Petersdom bis zur Dorfkirche
Wir zeigen Reportagen vom Land und aus der Stadt,
Interviews mit kirchlichen Würdenträgern und Berichte
von den Brennpunkten des weltkirchlichen Geschehens.
Weltkirche und lokales Geschehen zugleich –
urbi et orbi.

Sie finden unsere Beiträge im Internet unter:
www.katholisch1.tv

Leserbriefe

Zur Einsicht kommen

Zu „Diebstahl aus Wallfahrtskirche“
in Nr. 17:

Solche Kunstdiebstähle aus katholischen Kirchen sind auf das Schwerste zu verurteilen! In eine Wallfahrtskirche einzubrechen, Glaskästen zu zerschlagen und wertvolle Reliquien zu stehlen, kommt einem schändlichen Verbrechen gleich. Ich hoffe, dass die Täter bei normalem Verstand sind, zur Einsicht kommen und die gestohlenen Reliquien der Kirche zurückgeben. Diebstahl zahlt sich nicht aus! Sollten die Reliquien auf irgendeinem Kunstmarkt feilgeboten werden, kann

die Polizei dies zurückverfolgen und die Täter festsetzen.

Peter Eisenmann, 68647 Biblis

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Medienkritik

Den Bock zum Gärtner gemacht

Darf man linke Gewalttäter unkritisch zu Stars eines Kinofilms machen? Regisseurin Julia von Heinz hat genau das getan. In „Und morgen die ganze Welt“ porträtiert sie eine Gruppe militanter Anhänger der „Antifa“, aus deren zunächst lautstarkem, aber friedlichen Widerstand gegen Rechtsextremisten ein linker Terrorismus erwächst. Der Film ist mitreißend inszeniert. Die Darsteller überzeugen durch ihr intensives, glaubwürdiges Spiel. Der Zuschauer wird für knapp zwei Stunden Zeuge eines sich zuspitzenden Kampfs gegen den politischen Gegner – eines Kampfs, dessen Sinn für Hauptfigur Luisa (Mala Emde) außer Frage steht. Die Tochter aus gutem Elternhaus geriet über ihre Freundin Batte (Luisa-Céline Gaffron) an ein linkes Wohnprojekt

und Lenor (Tonio Schneider) Unterschupf finden, warnt vor „einfachen Antworten“ auf komplexe Fragen. Das war es dann aber auch schon mit der Distanzierung.

Die Sinnhaftigkeit ihres zunehmend illegalen Tuns stellt Luisa nie in Frage. Aus ihrer legitimen Abwehrhaltung gegen die politische Rechte erwächst eine Selbstjustiz, für die es keinerlei Rechtfertigung geben kann. Dadurch, dass der Film letztlich sogar Sprengstoffanschläge gutheißt, betreibt er eine gefährliche Reinwaschung der politisch motivierten Gewalt. Vor dem Hintergrund der polizeilichen Kriminalstatistik ist dies umso kritischer zu sehen: Gewalt geht demnach nämlich häufiger von Links- als von Rechts-extremisten aus.

und driftet nun immer stärker in die gewaltbereite „Antifa“-Szene ab. So spannend der Film ist, so sehr hinterlässt er einen faden Geschmack. Die linksalternative Parallelwelt, in die die großbürgerliche Luisa bereitwillig eintaucht, wird nur scheinbar in Frage gestellt. Bei Julia von Heinz, die in früheren Tagen selbst der linken Szene angehörte, sind die Linksextremisten keine echten Täter, sondern stets Getriebene ihres vermeintlich legitimen Widerstands gegen Hass, Hetze und Angriffe von „rechts“.

So sehr gesellschaftliches Engagement gegen die radikale Rechte zu begrüßen ist – gewaltbereite Linksextremisten als vermeintliche Verbündete der Demokratie zu hofieren, hieße, den Bock zum Gärtner zu machen. Genau das tut „Und morgen die ganze Welt“. Hätte die Regisseurin sich keiner linken Zelle, sondern einer Terrorgruppe von Neonazis oder Skinheads angenommen – der Aufschrei wäre groß gewesen. Und das zu Recht. *tf*

Zwar will Luisas Freundin Batte von einer militanten Lösung nichts wissen. Und auch der alternde Ex-Terrorist (Andreas Lust), bei dem Luisa und ihre Mitstreiter Alfa (Noah Saavedra)

Information

„Und morgen die ganze Welt“ ist bei Alamode Film auf DVD (EAN: 4042564211405) und Blu-ray (4042564211412) erschienen und im Handel für 8-12 Euro erhältlich.



STABKIRCHE STIEGE

Ein Gotteshaus im Drachenstil

Im Oberharz rücken die Menschen einen historischen Gebetsbau in ihre Mitte

STIEGE – Dass eine ganze Kirche umzieht, kommt ziemlich selten vor. Im Oberharz ist das gelungen. Mit viel Elan haben die Bürger von Stiege ihre historische Stabkirche vor dem Verfall gerettet und mitten im Dorf wieder aufgebaut. „Wir freuen uns heute gemeinsam über die Bewahrung eines eigenwilligen Gebäudes“, sagte Sachsen-Anhalts Kulturminister Rainer Robra (CDU) bei der Feier zur Wiedereröffnung.

Die ältere Dame ist voll des Lobes. „Ich bin wirklich beeindruckt“, sagt Wallburg Anlauf und betrachtet die Kirche, die nun fertig saniert an ihrem neuen Standort am Bahnhof von Stiege steht und deren zimtbraune Holzbohlen in der Sonne glänzen. Sie habe dem Umzug der Stabkirche zunächst skeptisch gegenübergestanden, räumt die 74-Jährige ein, die in dem Dorf geboren wurde. Wie zahlreiche Bürger habe auch sie sich gefragt, ob das Geld nicht anderswo besser eingesetzt wäre – zum Beispiel im Straßenbau.

„Ich bin begeistert“

„Aber jetzt bin ich froh, dass wir die Kirche hier bei uns haben. Ich bin begeistert, was Ehrenamt, Fleiß und Engagement ermöglichen.“ 1,3 Millionen Euro hat der vor acht Jahren gegründete und heute mehr als 170 Mitglieder zählende Verein „Stabkirche Stiege“ eingeworben, um die Holzkapelle mit den Drachenköpfen vor Vandalismus und Verfall zu retten und aus einem Waldstück ins sechs Kilometer entfernte Dorfzentrum zu versetzen.

Vor rund einem Jahr begann der fachmännische Abbau. Damals stand das 1905 eingeweihte hölzerne Gotteshaus noch auf einer ein-

► Seit 1905 stand die Stabkirche außerhalb von Stiege. Jetzt haben die Menschen den hölzernen Bau in ihr Ortszentrum geholt.

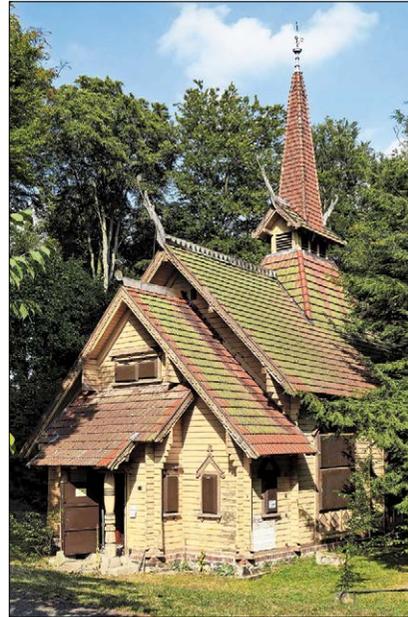
samen Lichtung im Dreiländereck von Niedersachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen auf dem Gelände der nunmehr seit fast 30 Jahren geschlossenen und mittlerweile nach einem Brand verfallenden Lungenheilanstalt „Albrechtshaus“.

Förderzusage des Bundes

Auf Sommerfesten und Weihnachtsmärkten haben die Bürger gesammelt und etliche Lesungen, Konzerte sowie Ausstellungen zugunsten der Kirche im norwegischen Drachenstil organisiert. Der Durchbruch kam 2020: eine Förderzusage des Bundes über 300 000 Euro vom Denkmalprogramm „National wertvolle Kulturdenkmäler“, dazu Förderungen des Landes sowie von Unternehmen und Stiftungen.

„Ich kann kaum glauben, dass wir das geschafft haben“, sagt die stellvertretende Vereinsvorsitzende Monika Uecker. Doch so ist es. Die Tischler, Zimmerer und Restauratoren der Werkstätten für Denkmalpflege in Quedlinburg haben das 1000 Einwohner zählende Dorf Stiege wieder verlassen. Der Rasen ist eingesät, die Stauden für den bienenfreundlichen Kirchengarten sind gesetzt. Picknickbänke stehen bereit.

Drei Tage wurde die Wiedereröffnung der Drachenkirche gefeiert: mit Polit-Prominenz, Tombola



sowie Kaffee und Kuchen. Und mit Pfarrer Karsten Höpting, der die erste Andacht am neuen Standort hielt. Seit vier Jahren ist der evangelische Geistliche für das Dorf zuständig. Ein Gotteshaus im konfessionellen Sinne ist die Stabkirche indes nicht mehr. Sie soll künftig vorwiegend ein Ort für Kunst und Kultur sein.

Höpting sieht darin keine Konkurrenz. Es freue ihn, dass in einer strukturschwachen Gegend, in der weniger als ein Drittel der Menschen Kirchenmitglieder sind, so viel Engagement aufgebracht wurde, sagt der 40-Jährige: „Was hier geschehen ist, der Zusammenhalt, die Kreativität, das Engagement der verschiedensten Menschen für ein Ziel: Das ist für mich Kirche. Es zeigt die Bedeutung von Kirche auch außerhalb von Kirchenzugehörigkeit.“

Der Pfarrer und die Bürger sind sich einig: Obwohl die Stabkirche künftig in erster Linie als Bühne für

Veranstaltungen dienen soll, werden auf Anfrage auch Andachten, Trauungen und Taufen möglich sein. „Wir haben ja auch noch unsere andere Kirche in Stiege“, sagt Höpting. Diese solle die Hauptadresse für kirchliche Feiern bleiben. „Aber klar, wenn jemand eine besondere Verbindung zur Stabkirche hat, dann werde ich auch dort trauen oder taufen.“

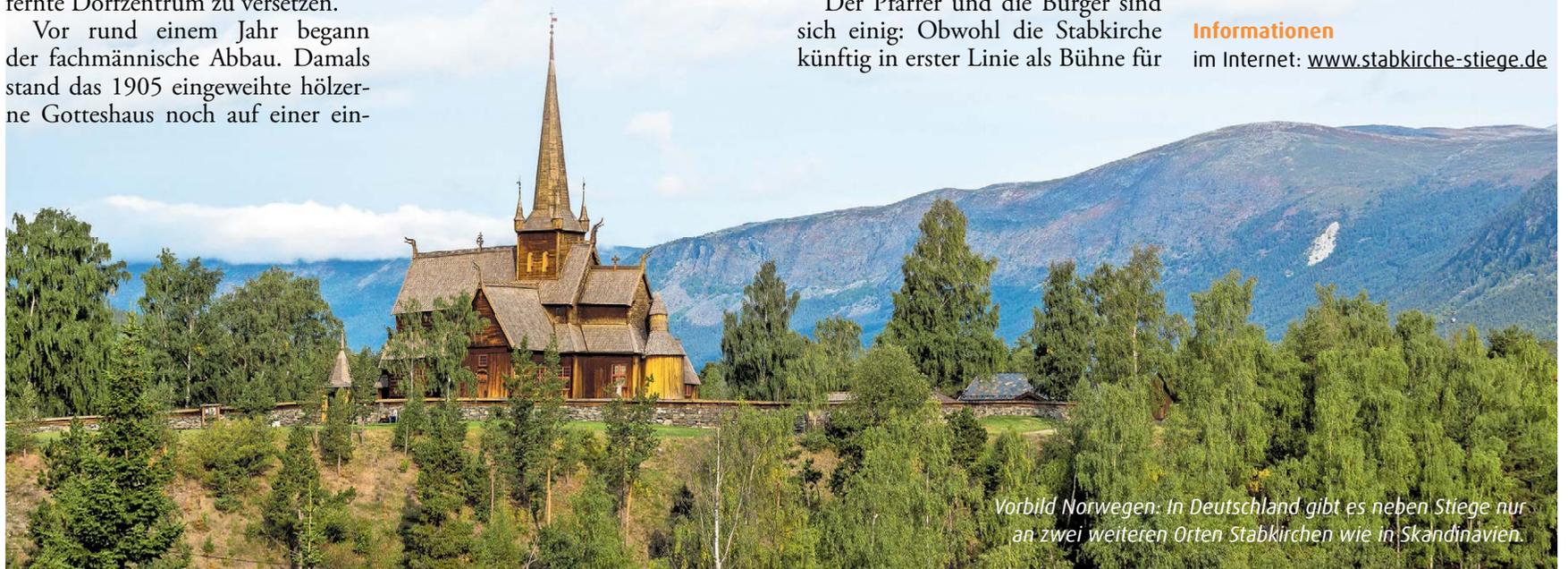
Auch Cosima Pilz, Vereinsmitglied der ersten Stunde und heute Sprecherin der Initiative, sieht das so. Weltliche und kirchliche Nutzungen könnten sich im Alltag gut ergänzen, meint die 56-Jährige, die bis zu dessen Schließung 1993 im „Albrechtshaus“ arbeitete. Dass in der Kirche auch gebetet werden könne, sei ihr wichtig. „Wir dürfen nicht vergessen: Viele Menschen haben über die Jahrzehnte in der Stabkirche Abschied von Angehörigen genommen, die in der Lungenheilanstalt starben.“

„Jetzt sind alle gefragt“

Wallburg Anlauf verweilt mit ihrem Mann Harro noch immer vor dem kleinen, aber imposanten Holzbau, der nur wenige Schritte von ihrem Haus entfernt liegt. Wenige Tage vor der offiziellen Feier ist sie trotz der anfänglichen Skepsis dem Verein „Stabkirche Stiege“ beigetreten. Schließlich sei die Arbeit mit dem Umzug nicht erledigt, sagt sie. Jetzt gelte es, die Kirche mit Leben zu füllen, ein attraktives Programm auf die Beine zu stellen und Touristen anzulocken. „Da sind wir jetzt alle gefragt.“ Julia Pennigsdorf

Informationen

im Internet: www.stabkirche-stiege.de



Vorbild Norwegen: In Deutschland gibt es neben Stiege nur an zwei weiteren Orten Stabkirchen wie in Skandinavien.



Jesús treibt die Händler aus dem Tempel: Eindrücklich gibt das Gemälde des Russen Andrej Mironow von 2012 die biblische Szene wieder. Einer der Händler wird in Georg Langenhorsts Geschichte zum Erzähler.

Foto: Andrej Mironov 777 via Wikimedia Commons (CC BY-SA 4.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>))

DER HÄNDLER IM TEMPEL

Betrunken, ergriffen, verwirrt?

Ein Augenzeuge erzählt von Pfingsten – Von Professor Georg Langenhorst

Wenn du Ruhe suchst, darfst du nicht in Jerusalem wohnen. Diese Stadt pulsiert wie das Herz eines rennenden Ochs. Ständig bricht irgendwo ein Streit aus. Das ist auch nicht verwunderlich. Hier wohnen Menschen aus vielen Völkern auf engstem Raum zusammen. Verkäufer und Kunden betreiben ihre Geschäfte. Tausende pilgern zum Tempel, nicht nur zu den Hochfesten. Fremde Herrscher versuchen, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Das geht nur mit Strenge und Gewalt.

Mir hat das immer gefallen. Ich mag es, wenn man die Hitze des Alltags spürt. Und ja: Ich profitiere davon. Ich bin Händler im Tempel. Ich verkaufe die Lämmer und Tauben, die man dort opfert. Davon kann man gut leben. Man muss sich natürlich anpassen. Aber wo wäre das anders? Ich habe mich an die Römer gewöhnt. Sie sorgen dafür, dass unsere inneren Streitigkeiten nicht überhandnehmen. Und sie lassen uns unsere Religion, unseren Tempel. Mehr kannst du von einer Besatzungsmacht nicht erwarten.

Nimm zum Beispiel die Sache mit diesem Mann aus Galiläa, diesem Jesus. Dieser Provinzler! Kommt zu uns in die Hauptstadt und will uns

vorschreiben, wie wir unsere Angelegenheiten zu regeln haben! Versucht, uns Vorschriften zu machen, wie wir den Tempel zu führen haben. Wirft meinen Marktstand um, so dass mehrere Tauben entweichen! Was bildet sich so jemand ein? Da musste man eingreifen. Solche Rebellionen muss man im Keim ersticken. Das gefährdet den mühsam erreichten Zusammenhalt.

Wieder mal zeigte sich, dass das Zusammenspiel zwischen unserer Obrigkeit und den Römern reibungslos funktioniert. Ich bin nun wahrlich kein Freund von Kreuzigungen, wirklich nicht. Aber was will man machen, wenn einige den Bogen überspannen? Der öffentliche Frieden muss gewahrt bleiben.

Die Anhänger von diesem Jesus sind immer noch in der Stadt. Oder hierher zurückgekehrt, was weiß ich. Überall können sie sich verbergen. Jerusalem ist eine Mischung aus Irrgarten und Labyrinth. Wer will, findet hier immer Unterschlupf. Das macht die Lage ja so gefährlich. Aber gut, die meisten verhalten sich friedlich. Anders als ihr Meister.

Immer dann, wenn unsere Hochfeste gefeiert werden, braut sich in Jerusalem etwas zusammen. Da müssen wir besonders vorsichtig

sein. Da kommen die Menschen aus aller Herren Länder hierher zusammen, so wie es unsere jüdischen Vorschriften nun einmal bestimmen. Da wird es eng in den Gassen. Enge erzeugt Reibung, das ist eine alte Erkenntnis. Und zusätzlich ergibt sich eine gefährliche Mischung. Alarmstufe Rot in Jerusalem! Wir, die Einheimischen, sind immer wieder froh, wenn die Festtage vorüber sind.

Eine explosive Stimmung

Nimm nur dieses Jahr! Kurz vor dem Pessachfest wurde dieser Jesus gekreuzigt. In den Wochen zuvor war die Stimmung gefährlich gewesen. Explosiv. Überall rotteten sich Leute zusammen, um gegen die Obrigkeit zu wettern. Und gegen die Römer. Das musste gestoppt werden. Und dann war ja auch endlich Ruhe. Für dieses Jahr. Dachte ich.

Zu früh gefreut. Der Frieden hielt nur bis zum Wochenfest, Schawuot, 50 Tage nach Pessach. Unser Erntefest. Wie immer ein bunter Trubel. Menschen von überall her füllten die Gassen, Straßen und Plätze. Je näher man dem Tempel kam, umso weniger Durchkommen gab es. Ich beklage mich nicht. Meine Geschäf-

te gingen gut. Mehr als gut. Ich war zufrieden. Und ich, Sohn dieser Stadt, finde immer meine Wege.

Plötzlich fiel ein Sturm über die Stadt, trieb schwere Wolken mit sich, ein heftiger Regenschauer ging nieder. Das war ungewöhnlich für diese Jahreszeit, konnte aber nun einmal vorkommen. Ich habe das schon mehrfach erlebt, kein Grund zur Panik. In kurzer Zeit waren die Straßen leer. Wohin die Menschen verschwanden, um sich vor den niederprasselnden Wassermassen zu schützen, weiß ich nicht. Ich zog mich in einen Schutzraum am Tempel zurück.

Kaum war der Regen vorbei, öffnete sich in einem Haus unweit des Tempels eine Pforte, durch die man auf einen kleinen Mauervorsprung gelangen konnte. Ein Mann trat heraus und begann mit lauter Stimme zu predigen. Man konnte ihn weithin hören, denn die Plätze und Wege waren ja noch menschenleer. Und die frisch gereinigte Luft übertrug die Worte in unerwarteter Deutlichkeit und Lautstärke. Ein Galiläer war das, man konnte ihn an seinem Dialekt sofort erkennen. Etwas ungenau klingt der, ungewohnt, bäuerlich, einfach. Ein echter Jerusalemer schmunzelt, wenn er

diesen Zungenschlag vernimmt. Ein Provinzler halt!

Wir wurden aber sofort an diesen Jesus erinnert. Er hatte genau den gleichen Dialekt gesprochen. Sollte das jetzt wieder losgehen? Diese ganze Geschichte noch einmal von vorn? Richtig, nun erkannte ich den Sprecher auch: Petrus nannten sie ihn, aber eigentlich hieß er Schimon. Ein Fischer vom See Gennesaret, so viel war bekannt. Aber nun galt er als Anführer dieser Bewegung, die sich auf Jesus berief. Ein einfacher Fischer aus dem Nordreich! Lächerlich!

Als die Leute nun wieder auf die Straßen traten, hörten sie seine Stimme. Und lauschten ihm. Irgendetwas zog sie in den Bann. Ja, sie konnten ihn verstehen, denn sie waren ja alle Juden wie er. Wo immer sie jetzt auch wohnten, ob in Arabien oder auf Kreta, in Mesopotamien oder in Syrien. Mag sein, dass sie sein Dialekt zunächst ein wenig verwirrte: Letztlich verstanden sie ihn aber doch.

Ich hörte, wie ein anderer Tempelhändler lästerte: „Der muss betrunken sein, so wie der redet! Bringt ihn doch zum Schweigen!“ Aber das blieb eine Einzelstimme. Auch ich war ergriffen, fast gegen meinen Willen. Nur wenig von dieser Rede habe ich noch in Erinnerung. Aber das eine doch: „Jesus ist nicht im Tod geblieben!“, beschwor uns dieser Galiläer. „Gott der Herr hat ihn vom Tod auferweckt, damit wir leben. Wir! Ihr! Jeder Einzelne von uns. Bekehrt euch zu ihm und euer Leben wird neu!“

Diese Rede ging mir nah

So ähnlich ging seine Rede. Glaub mir, ich habe ein taubes Herz. Zu viel habe ich erlebt. So viel kommen sehen und wieder gehen. Mich kann nun wirklich nichts mehr erschüttern. Und ich glaube an gar nichts mehr. Ich lebe vom Tempeldienst, aber ich glaube an nichts, was man dort vollzieht. So ergeht es fast allen hier. Auch den meisten Priestern, munkelt man. Aber diese Rede von Petrus, die ging mir nah.

Ich sah, wie einige sich aufmachten, um sich diesem Prediger anzuschließen. Aber sonst ging alles bald wieder seinen gewohnten Gang. Das Regenwasser floss ab, die Gassen und Plätze trockneten wieder, der Betrieb ging in seinem geschäftigen Chaos weiter wie zuvor. Auch für mich.

Doch seitdem sind sie hier, bei uns mitten in Jerusalem. Diese „Christen“, wie sie sich nennen. Treffen sich, teilen ihr Brot, predigen, verbreiten ihre neuen Lehren. Und bleiben dabei friedlich. Niemand muss sich vor ihnen fürchten. In ihren Augen liegt ein Strahlen, du erkennst es sofort. Was passiert da? „Das wird



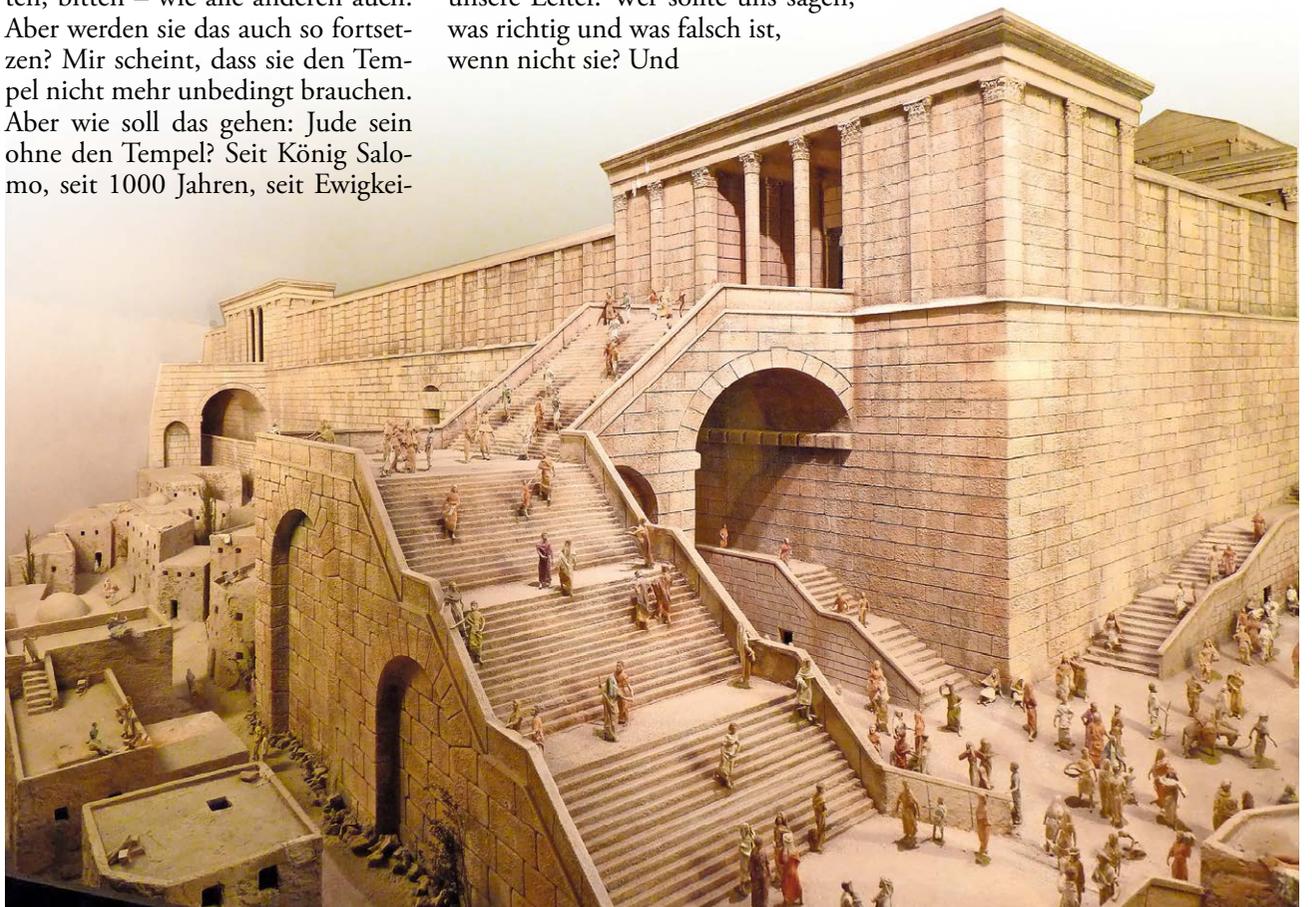
▲ Klassisch als Taube hat Gian Lorenzo Bernini den Heiligen Geist um 1660 im Petersdom dargestellt. Am ersten Pfingstfest erschien er in Gestalt von Feuerzungen.

sich legen, du wirst schon sehen!“, beruhigte mich der Mann, der seit Jahren den Opferstand neben meinem im Tempelbezirk betreibt.

Ja, vieles spricht dafür. Solche Bewegungen gibt es bei uns immer wieder. Aber ich spüre, dass es dieses Mal anders ist. Sie kommen nach wie vor in den Tempel, opfern, beten, bitten – wie alle anderen auch. Aber werden sie das auch so fortsetzen? Mir scheint, dass sie den Tempel nicht mehr unbedingt brauchen. Aber wie soll das gehen: Jude sein ohne den Tempel? Seit König Salomo, seit 1000 Jahren, seit Ewigkei-

ten zeichnet uns das aus. Der Gruß „Nächstes Jahr in Jerusalem“.

Die Ausrichtung auf den Tempel, in dem unser Gott in besonderer Weise zu spüren ist. Egal, ob man an ihn glaubt oder nicht. Mehrfach hat man ihn zerstört, immer wieder haben wir ihn neu aufgebaut. Er ist unsere Seele. Und die Priester sind unsere Leiter. Wer sollte uns sagen, was richtig und was falsch ist, wenn nicht sie? Und



▲ Ein Modell des Jerusalemer Tempels. Hier verkauft der Händler Opfertiere an gläubige Juden.

jetzt kommen sie daher, diese Fremdeleute aus Galiläa, und bringen all das durcheinander. „Treibt sie fort“, brüllt alles in mir.

Den Tod überwinden

Nein, eben nicht „alles“. Da ist diese andere Stimme. Sie flüstert: „Und wenn es wahr wäre! Wenn unser Gott den Tod überwinden kann? Und ihn bei diesem Jesus aus Nazaret überwunden hat? Und wenn dieser Weg für alle offensteht? Und wenn unser Leben ganz anders sein könnte? Auch meines.“ Diese Stimme lässt sich nicht stillstellen. Sie mischt sich nachts in meine Träume. Sie findet am Tag den Weg in mein Denken und Sehnen.

Am liebsten würde ich einmal – einmal nur – zu einem ihrer Treffen gehen. Ihnen zuhören. Beobachten, wie sie miteinander umgehen. Was sie da machen, wenn sie ihr Brot miteinander teilen. Wissen, woher dieses Leuchten in ihren Augen stammt. Das würde ich gern. Aber was, wenn man mich erkennt? Was, wenn ich ins Gerede komme? Die Vernunft sagt mir klar: „Das machst du nicht!“ Aber mein Herz drängt mich dorthin. Einmal nur.

Information

Der Text ist Georg Langenhorsts aktuellem Buch „Der große Bibel(Ver-)führer. Fesselndes, Unerwartetes und Unerhörtes aus der Bibel“ entnommen, erschienen im Verlag Katholisches Bibelwerk (ISBN: 978-3-460-25538-8; 22,95 Euro). Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Autors.

2 Meine Heimat lag in der Tschechoslowakei, die 1918 nach dem Ersten Weltkrieg durch den Versailler Vertrag entstanden war und aus Böhmen, Mähren, einem Teil Schlesiens und der Slowakei bestand. Wir wohnten in Nordmähren, genauer gesagt im Ostrau-Karwiner Industriegebiet, das früher zur Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehört hatte. Neben den Tschechen lebten dort auch viele deutsche und österreichische Familien, die seit Generationen ansässig waren. Das Gebiet liegt etwa 300 Kilometer östlich von Prag und war zweisprachig, tschechisch und deutsch. Viele Deutsche beherrschten wie ich die tschechische Sprache. Das sollte mir später einmal sehr zu gute kommen.

Eisenwerke, Kohlegruben und rauchende Schloten prägten die Landschaft. Rot leuchtete bei Nacht der Himmel über Ostrau, flammende Essen loderten empor und verliehen der Stadt eine gespenstische Silhouette. In diesem Gebiet, genauer gesagt in Orlau, einem Städtchen im Ostrau-Karwiner Industriegebiet, hatte ich das Licht der Welt erblickt. Viele Stiegen führten zu der Kirche hinauf, in der meine Taufe stattfand.

Mein Vater war bei der Ostrau-Karwiner Lokalbahn, die von Orlau nach Karwin führte, angestellt, deshalb durften wir die Bahn kostenlos benutzen. Die Strecke betrug etwa 25 Kilometer bei einstündiger Fahrzeit. Jeder dieser kleinen Orte, die die Bahn miteinander verband – wir nannten sie „Elektrische“, im Schülerjargon „Kiste“ – hatte eine oder mehrere Kohlegruben mit dazugehörigen Bergarbeiterkolonien. Viele Bergbauingenieure und Beamte besaßen dort ihre Villen.

Meine Kindheit fiel in eine Zeit, in der die Grenzen meiner Heimat noch vor Beginn des Zweiten Weltkriegs oft verschoben wurden. Nach dem Münchner Abkommen 1938 wurde das Sudetenland von der Tschechei getrennt und Deutschland zugeschrieben, dann die „Rest-Tschechei“ im März 1939 von Deutschland faktisch annektiert und zum „Protektorat Böhmen und Mähren“ erklärt. Später fiel die polnisch besetzte Hälfte des Ostrau-Karwiner Industriegebietes an Oberschlesien und somit an das Deutsche Reich. Als Kind hatte ich das freilich nicht registriert, sondern als natürlich hingegenommen.

Es bestand nun eine reichsdeutsche Grenze in Radwanitz zwischen dem Protektorat Böhmen und Mähren und Polen. Wenn wir von Peterswald, wo wir später wohnten, nach Ostrau in die Schule fuhren, mussten wir im Grenzgebiet in Radwanitz unsere Grenzausweise



Sonja ist ein stilles und schüchternes Kind, anders als ihr Bruder Erich, der seiner Mutter und Schwester zeitlebens große Schwierigkeiten und Sorgen bereitet. Sonjas Mutter legt großen Wert auf ein attraktives Äußeres und putzt nicht nur sich selbst, sondern auch die beiden Kinder immer besonders hübsch heraus.

vorzeigen, gelegentlich sogar unsere Schultaschen nach Schmuggelware untersuchen lassen. Selbst wir Kinder und Jugendliche wurden gefilzt!

Einmal hatte ich mir einen Hut in Ostrau gekauft und aufgesetzt, ohne ihn anzumelden. Eigentlich hätte er verzollt werden müssen. Wohl war mir nicht dabei, mein Herz klopfte vor Aufregung, zumal mich der Zollbeamte misstrauisch musterte. Doch er ließ mich laufen, ohne mich zu kontrollieren. Was für eine Erleichterung!

Es gab unter den Grenzbeamten auch einige nette Typen, für die wir Mädchen schwärmten. Wir himmelten alles an, was reichsdeutsch war und Uniform trug.

Mein Vater stammte aus Nordböhmen, aus der Gegend von Neu-Paka, Trautenau-Gablonz. Das Riesengebirge war nicht weit entfernt. Mein Großvater war Bahnwärter, vermutlich deshalb arbeitete auch Vater bei der Bahn. Er wohnte mit meiner Großmutter in einem bescheidenen Häuschen. Als kleines Mädchen war ich einige Male dort zu Besuch gewesen, ich erinnere mich noch gut an meine Großeltern.

Wenn mich mein Großvater auf die Wange küssen wollte, rannte ich davon, weil ich seine kratzigen Bartstoppeln fürchtete. Seinen Wunsch, mir Zöpfe wachsen zu lassen, wofür er mir sogar ein neues Kleid versprach, konnte ich ihm mit meinem dünnen Haar nicht erfüllen. So kam ich weder zu Zöpfen noch zu einem Kleid von Großvater. Er sprach nur Deutsch und konnte kaum Tschechisch. Meine Großmutter hingegen war Tschechin und beherrschte

kein Wort Deutsch, dennoch hatten sie sich gefunden. Ich frage mich heute noch, wie sie sich unterhalten konnten, doch es schien zu funktionieren. Immerhin hatten sie zusammen drei Kinder gezeugt, doch dazu braucht es keine Sprache.

Zu den kleinen Vergnügungen, die mir die Großmutter bieten konnte, gehörten in einem Mörser zerstampfte und mit Zucker vermischte Walnüsse. Oft sagte ich zu ihr auf Tschechisch: „Großmütterchen, komm, Nüsse stampfen.“ In dieser Sprache klang das freilich viel schöner, zumal es da das nüchterne Wort „Großmutter“ nicht gibt, sondern eben nur das zärtliche „Großmütterchen“. Dieses „Babička, budeme tlouct ořechy“, konnte ich bereits als ganz kleines Kind auf Tschechisch sagen.

Einmal habe ich der lieben Babička einen Schock versetzt. Sie brachte mir aus der Stadt einen Kleiderstoff mit, wobei sie jammerte, nichts „Gescheites“ gefunden zu haben. Eigentlich war es eine Untertreibung, denn sie war stolz auf ihren Einkauf. Obwohl sie nicht viel Geld hatte, wollte meine Babička ihrem Enkelkind eine Freude machen.

Mir gefiel der gelbe Seidenstoff mit den blauen Blümchen und winzigen Punkten sehr, aber ich wollte so klug wie meine Großmutter sein und ihr nach dem Mund reden. So sagte ich altklug: „Ja, es ist ein Fetzen, aber für die Schule wird es gut sein“. Sie war so enttäuscht! Ich schäme mich heute noch dafür.

Als Dreijährige kehrte ich einmal nach wochenlangem Aufenthalt bei den Großeltern nach Hause zurück.

Ich hatte meine Muttersprache vergessen und sprach nur noch Tschechisch, wie mir später erzählt wurde.

Es herrschte bei den Großeltern noch einfaches, unverfälschtes Landleben. Ich erinnere mich vage an Bauernkinder und einen Puppenwagen, in dem wir kleine Katzen spazieren fuhren. Ich liebte es, bei den Großeltern zu sein, obwohl es einfach und sparsam zuring.

Seit jenen Kindheitstagen habe ich meine Großeltern nicht mehr gesehen. Vielleicht war die Entfernung zu groß, vielleicht gab es andere, mir unbekannt Gründe dafür, dass der Kontakt zu ihnen abbrach.

Als ich 15 war, starb meine Großmutter im Alter von 74 Jahren. Ich fuhr zu ihrer Beerdigung in das kleine Dorf. Sie lag im Haus im Sarg aufgebahrt, schwarz angezogen, mager und gelb im Gesicht. Man versteckte damals die Toten nicht im geschlossenen Sarg so wie heute. Die Zurückgebliebenen sollten Gelegenheit haben, die Toten noch einmal zu sehen, um Abschied von ihnen nehmen zu können. Ich erinnere mich noch heute mit Schauern, wie mit dumpfen Schlägen der Sarg zugenagelt wurde.

Genau in dem Moment, als der Kirchenchor begann, ein Marienlied zu singen, fiel vom Fensterbrett ein Blumentopf herab und zersprang. Die Trauergäste sahen sich erschrocken an, sie hielten es für ein schlechtes Omen.

Ein Jahr später starb mein Großvater im Alter von 79 Jahren. Nach dem Tod seiner Frau war er vereinsamt, konnte ihren Verlust nicht verwinden und erschoss sich an ihrem Grab. Ich habe das lange nicht erfahren, es wurde innerhalb der Familie streng geheim gehalten. Ich habe nie verstanden, warum.

Die drei Kinder meiner Großeltern gingen verschiedene Wege. Bruder und Schwester meines Vaters bekannten sich zur tschechischen Nationalität, mein Vater hingegen war ein fanatischer Deutscher. Selbst unser Türschild musste in den Nationalfarben schwarz-rot-gold angefertigt sein. So spalteten die damaligen politischen Verhältnisse die Familien. Vielleicht war dies der Grund, dass der Kontakt zu den Großeltern abgebrochen worden war.

► Fortsetzung folgt

Viktoria Schwenger:
Meine verlorene
Heimat
© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-55455-1





beziehungsweise

Die Geschichte mit dem Hammer

Psychologisches Phänomen: Wenn negative Phantasien die Beziehung belasten

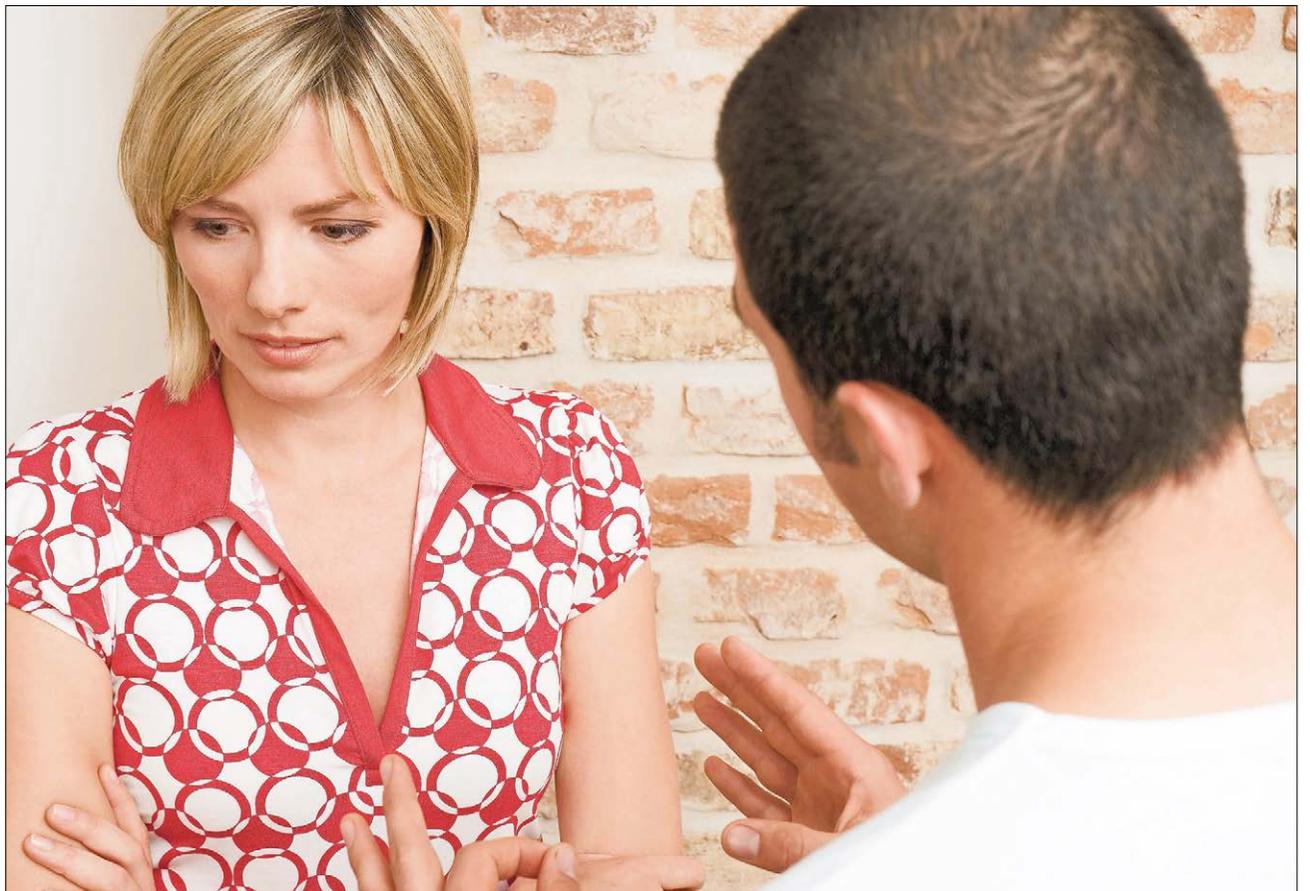
Im Rahmen meiner Arbeit steigerte ich mich einmal in den letzten Stunden vor einer wichtigen Verhandlung in Gedanken derart in eine negative Phantasie des bevorstehenden Gesprächsverlaufs hinein, dass ich durch mein daraus resultierendes forsches Vorgehen beinahe ein erfolgreiches Verhandlungsergebnis gefährdet hätte.

Negative Phantasie

Kennen Sie dieses „Sich hineinsteigern in eine negative Phantasie“ auch, dieses „Kreisen um negative Gedanken“? Der in Österreich geborene und bis zu seinem Tod in Kalifornien lebende Psychotherapeut Paul Watzlawick hat dieses psychologische Phänomen anhand folgender Parabel in seinem Bestseller „Anleitung zum Unglücklichsein“ eindrucksvoll beschrieben:

„Ein Mann will ein Bild aufhängen. Den Nagel hat er, nicht aber den Hammer. Der Nachbar hat einen. Also beschließt unser Mann hinüberzugehen und ihn auszuborgen. Doch da kommen ihm Zweifel: Was, wenn der Nachbar mir den Hammer nicht leihen will? Gestern schon grüßte er mich nur so flüchtig. Vielleicht war er in Eile. Aber vielleicht war die Eile nur vorgeschützt, und er hat etwas gegen mich. Und was? Ich habe ihm nichts angetan. Der bildet sich da etwas ein. Wenn jemand von mir ein Werkzeug borgen wollte, ich gäbe es ihm sofort. Und warum er nicht? Wie kann man einem Mitmenschen einen so einfachen Gefallen abschlagen? Leute wie dieser Kerl vergiften einem das Leben. Und dann bildet er sich noch ein, ich sei auf ihn angewiesen. Bloß weil er einen Hammer hat. Jetzt reicht's mir wirklich. Und so stürmte er hinüber, läutet, der Nachbar öffnet, doch noch bevor er ‚Guten Tag‘ sagen kann, schreit ihn unser Mann an: ‚Behalten Sie Ihren Hammer, Sie Rüpel!‘“

Wenige Maßnahmen eignen sich nach Watzlawick besser zur Erzeu-



▲ Wie in der Geschichte des bekannten Psychotherapeuten und Autors Paul Watzlawick können negative Gedanken und Phantasien auch in der Partnerschaft schnell zu Misstrauen und Streit führen. Foto: Imago/Westend61

gung von „Unglücklichheit“, als die Konfrontierung eines ahnungslosen Partners mit dem letzten Glied einer langen komplizierten Kette von Phantasien, in denen dieser eine entscheidende negative Rolle spielt.

Das Herz öffnen

Was bedeutet dies nun für das Zusammenleben in einer Partnerschaft, in einer Ehe? Immer dann, wenn wir uns gegenüber unserem Partner – beispielsweise aufgrund einer nicht verarbeiteten Kränkung und einer daraus entstandenen Angst – in eine negative Phantasie hineinsteigern, lassen wir unser Herz eng und hart werden.

Wie aber können wir unser verengtes Herz wieder öffnen, unser verhärtetes Herz wieder weicher und lebendiger machen? Ausge-

hend von ihrer Überzeugung „Das Herz jeder Beziehung ist die Beziehung der Herzen“ erstellte die Psychotherapeutin Marianne Walzer folgende allgemeine Entwicklungsleitlinien zur Wiederbelebung einer verengten und verhärteten Liebes- und Herzensbeziehung:

1. Die Wertschätzung nach innen und außen lässt uns wieder vertrauen.
2. Die Annahme der gegenwärtigen Realität führt uns wieder in den Fluss des Lebens.
3. Die Vergebung uns selbst und anderen gegenüber schafft wieder inneren und äußeren Frieden.
4. Das Mitgefühl und die Großzügigkeit füreinander machen uns wieder reich und tief.
5. Die wiederentdeckte Sensibilität für unsere Paar-Geschichte stärkt und schützt unsere Liebe.

6. Die Öffnung für die zukünftige Wunsch-Vision unserer Partnerschaft lässt uns wieder über uns hinauswachsen.

Übrigens: Die eingangs erwähnte Situation aus meinem Berufsleben endete doch noch mit einem Erfolg. Durch das beherzte und beruhigende Eingreifen meines Arbeitskollegen kehrte am Verhandlungstisch sehr schnell wieder die gewohnte sachliche und wertschätzende Arbeitsatmosphäre ein und führte letztendlich zu einem erfreulichen Ergebnis. *Gerhard Nechwatal*

Der Autor ist emeritierter Professor für Psychologie an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Er ist Verfasser des Buchs „50 Impulse für die Liebe. Anregungen zum positiven Schwung in der Partnerschaft“, das im Paulinus-Verlag in Trier erschienen ist.

WELTTAG DER OZEANE AM 8. JUNI

Ursachen im Keim bekämpfen

Die Zeit drängt: Immer mehr Plastik gelangt ins sensible Ökosystem der Meere

Bald ist Urlaubszeit. Für viele heißt das: ab ans Meer! Feiner Sandstrand, warme Sonnenstrahlen, blaues Wasser – so sieht die perfekte Idylle aus. Doch an den meisten Küsten herrscht inzwischen eine andere Realität. Plastikmüll an den Stränden und im Meer ist nicht nur ein optisches Problem. Die Umweltschutzorganisation WWF warnt vor den dramatischen Folgen einer globalen Plastikkrise, die ein schnelles und geschlossenes Handeln von Regierungen, Industrie und Gesellschaft erfordert.

Der Welttag der Ozeane, der von den Vergangenen Nationen seit 2009 jedes Jahr am 8. Juni begangen wird, soll auf die enorme Bedeutung der Ozeane aufmerksam machen und dazu ermahnen, Maßnahmen zu ihrem Schutz zu ergreifen. „Die Ursachen der Plastikverschmutzung im Keim zu bekämpfen ist viel effektiver, als die Folgen im Nachhinein zu beseitigen“, betont Heike Vesper, Leiterin des Fachbereichs Meereschutz beim WWF Deutschland.

Das wissen auch Paul und Hansen Hoepner, zwei Segler und Meeresliebhaber. Die Zwillingbrüder unterstützen deshalb die Local Conference of Youth (LCOY), eine vom Bundesumweltministerium geförderte Klimakonferenz für junge Menschen. Deren ehrenamtliche Organisatoren haben es sich zum Ziel gesetzt, junge Menschen miteinander zu vernetzen und sie für lebensnahen Klimaschutz zu begeistern.

Außerdem nutzen sie ihren YouTube-Kanal, auf dem sie regelmäßig von ihren Reiseabenteuern berichten, um auf das große Problem der Meeresverschmutzung aufmerksam zu machen. Besonders im Gedächtnis haften blieb den Brüdern eine Indienreise, auf der sie Massen an Unrat an Land, aber auch in den Gewässern vorfanden. Bestürzt nahm Hobby-Taucher Paul die Veränderung an den Korallen-Riffen wahr. Die farbenfrohen Landschaften verkümmern zu grauen, leblosen Streifen.

Viele Wege ins Meer

Rund zehn Millionen Tonnen an Plastik landen jedes Jahr in den Ozeanen. Dorthin gelangt der Müll unter anderem über Flusszuläufe oder Winde, die achtlos weggeworfene Verpackungen mit sich tragen. Auch Fischerboote verursachen



▲ So stellt sich wohl niemand einen „entspannten Tag“ am Strand vor. Doch vielerorts ist dieser Anblick traurige Realität – und der Müll in den Ozeanen und an den Stränden wird von Jahr zu Jahr mehr. Foto: gem

durch gerissene Netze und Fallen gefährliche Verunreinigungen.

Wie viel von dem schädlichen Material tatsächlich in den Meeren schwimmt, ist schwer zu beziffern. Eine aktuelle Forschung des Griechischen Zentrums für Meeresforschung ergab, dass von den 17 600 Tonnen Plastik, die jedes Jahr im Mittelmeer landen, 3 760 Tonnen an der Oberfläche bleiben und 2 800 Tonnen in tiefere Gefilde sinken. Die restlichen 11 040 Tonnen werden laut Forscherteam an Strände gespült. Dort wirken sie sich ebenso negativ auf das Ökosystem aus wie im Wasser.

In einer 2020 veröffentlichten Studie des britischen National

Oceanography Centre schätzen Wissenschaftler bisherige Hochrechnungen als viel zu konservativ ein. Bei einer Untersuchung der obersten 200 Meter des atlantischen Ozeans ermittelten sie eine beinahe zehnfach so hohe Menge an Plastikpartikeln wie bisher angenommen.

Egal, ob an der Oberfläche oder am Meeresgrund: Jedes Stück Kunststoff gefährdet das Leben in den Meeren. Tiere verheddern sich in alten Tüten, schlucken Einweggeschirr und verhungern so mit vollem Magen.

Lösungen gesucht

Über das wirksamste Vorgehen gegen das Problem streiten Experten. Auf der einen Seite dienen große Müllstrudel, die sich durch Strömungen an der Wasseroberfläche bilden, inzwischen selbst als Lebensraum für zahlreiche Tierarten. Gleichzeitig bedrohen diese Ansammlungen größere Säugetiere und Schildkröten.

Forscherin Melanie Bergmann erklärte dazu, dass die einzige Lösung ein Stopp der Plastikproduktion sei. Wer im Alltag die Augen offen hält, bemerkt jedoch schnell: Herstellern fehlt häufig eine gleichwertige Alternative. Überall verwenden Produzenten das Material in ihren Waren oder um diese von

äußeren Einflüssen zu schützen. Es stellt sich die Frage, ob die moderne Gesellschaft überhaupt ohne PET, PP, PT und dergleichen auskommen kann.

Paul und Hansen Hoepner dokumentieren in ihrem YouTube-Kanal ihre im Juli startende Segel-Tour, um auf das Thema aufmerksam zu machen. Sie planen Stopps in mehreren europäischen Städten, wo sie in Austausch mit lokalen Umwelt-Organisationen treten und das Augenmerk der Öffentlichkeit auf diese lenken wollen. Die beiden Abenteurer sehen es als ihre Pflicht an, die Menschen aufzurütteln.

Auch wer nicht in den Sozialen Medien präsent ist, kann im Privaten einiges erreichen. Durch das Vermeiden von Einwegplastik tragen Verbraucher effektiv dazu bei, dass weniger Müll in den Meeren landet. Ein kleiner Beutel beim Einkauf vereinfacht den Transport von losem Obst und Gemüse und erspart unnötige Verpackungen.

Kleine Projekte wie Blumentöpfe aus alten Flaschen oder Gießkannen aus Waschmittelbehältern machen Spaß und retten die leeren Verpackungen vor der Tonne. Wer die Augen offen hält, entdeckt oft nachhaltige Alternativen für Einmalplastik – wie beispielsweise Bienenwachstücher statt Frischhaltefolie. Marco Messal/LCOY

Hinweis

Vom 28. bis 30. Oktober findet an der Leuphana Uni Lüneburg die diesjährige Local Conference of Youth (LCOY) statt. Hier kommen junge Menschen zusammen, um Ideen für eine nachhaltige, umweltfreundlichere Welt zu entwickeln und daraus die Zukunft zu gestalten.

Informationen im Internet unter www.lcoy.de.



Herzhafte Kartoffel-Muffins

Zutaten für 12 Muffins:

500 g festkochende Kartoffeln
3 Eier
1 Zwiebel
etwas Butterschmalz
200 g geriebener Käse
1 Pck. Backpulver, Salz und Pfeffer

Zubereitung:

Zwiebel fein hacken und in Butterschmalz andünsten. Kartoffeln fein raspeln und alle Zutaten miteinander vermengen. Den Teig in Muffinförmchen füllen und bei 180 °C etwa 30 Minuten goldbraun backen.

*Vielen Dank für dieses Rezept an unsere Leserin:
Marianne Jell, 84494 Neumarkt - Sankt Veit*

Mitmachen und einschicken:

Sie erhalten 15 Euro für Ihr abgedrucktes Rezept. Bitte geben Sie dafür ihre Bankverbindung an. Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Kochredaktion, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg.

Das Sonntagsrezept

Verlosung

Mandelbaums Kampf gegen „rechts“

Tatort Odeonsplatz, München: Der jüdische Stadtrat Felix Mandelbaum nimmt an einer Demonstration gegen einen Pegida-Aufmarsch teil. Mit seiner Leica-Kamera will er Fotos vom Geschehen machen, als er plötzlich von hinten gestoßen wird und seine Kamera den Nazi Adolf Hintermoser am Kopf trifft. Die Polizei wertet dies als Anschlag auf Hintermoser und verhaftet Mandelbaum.

Dieser wähnt sich im falschen Film. Warum wird er verhaftet, während Pegida-Anhänger unter Polizeischutz demonstrieren dürfen? Auf dem Weg zum Verhör in der Münchner Ettstraße, wo während der Naziherrschaft Polizei und Gestapo willkürlich Juden vernommen und gefoltert haben, erinnert sich Mandelbaum an seinen Vater und das Schicksal der Juden im Dritten Reich. Die Situationen direkt zu vergleichen wäre anmaßend, überlegt er. Und doch wird er das Gefühl nicht los, dass man ihn mundtot machen will – zumal er auch noch in Haft genommen wird, da er ohne seinen Anwalt keine Aussage machen will ...

Marian Offman, Gastkommentator unserer Zeitung, verarbeitet in sei-

nem ersten Roman „Mandelbaum“ auch eigene Erfahrungen und Erlebnisse. Sein Alter Ego Felix Mandelbaum erzählt seine Geschichte denn auch in Ich-Form.

Wie dieser war Offman lange Jahre Stadtrat in München, zudem über 30 Jahre im Vorstand der jüdischen Gemeinde. Seit 2021 ist er der erste interreligiöse Beauftragte der Stadt München. Nach wie vor engagiert er sich gegen Rechtsextremismus und Antisemitismus – und lässt sich auch von Drohbriefen und Beschimpfungen nicht davon abbringen.

Wir verlosen zwei Ausgaben des Romans „Mandelbaum“. Schreiben Sie bis zum 15. Juni eine Postkarte an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Stichwort „Mandelbaum“, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Oder senden Sie eine E-Mail mit dem Betreff „Mandelbaum“ und Ihrer Postanschrift an nachrichten@svu.de. Viel Glück! vf

Information

„Mandelbaum“ von Marian Offman ist im Münchner Volk Verlag erschienen (ISBN 978-3-86222-421-0) und kostet 25 Euro.



Ausbildung zum Missionar

Was den Ordensnachwuchs in Deutschland betrifft, so gehen die Zahlen seit langem zurück. Doch die Steyler Missionare haben zum Glück weiterhin Zuwachs – besonders aus dem asiatisch-pazifischen und aus dem afrikanischen Raum. Weltweit betreibt der Männerorden Ausbildungseinrichtungen, in denen künftige Missionare geschult und intensiv auf ihre wichtige Arbeit vorbereitet werden. Bevor ein Interessent dort aufgenommen wird, muss er allerdings ein umfangreiches Auswahlverfahren durchlaufen. Denn der Beruf eines Missionars ist vielfältig. Dazu gehört neben dem Feiern von Gottesdiensten und dem Spenden von Sakramenten auch, Seelsorger zu sein.

Geeignet und berufen?

Wer sich vorstellen kann, ein Leben als Steyler Missionar zu führen, kann die Ordensgemeinschaft in einem sogenannten Postulat kennenlernen. Dort lebt, betet und arbeitet er dann sechs Monate lang in der Steyler Gemeinschaft mit. Sowohl für ihn als auch für die Ordensgemeinschaft ist dies eine aufschlussreiche Zeit, in der die mögliche Eignung und Berufung zum Ordensleben geprüft wird. Begleitet wird der Interessent dabei stets von einem Mitbruder, einem

Ausbilder. Wenn danach weiterhin der Wunsch besteht, Steyler Missionar zu werden, und der Orden diesem Wunsch zustimmt, wechselt der Anwärter ins Noviziat.

Noviziat und Juniorat

Im Noviziat setzt er sich für mindestens ein Jahr intensiv mit der Spiritualität der Ordensgemeinschaft, dem eigenen Glauben und der eigenen Berufung auseinander. Am Ende dieser Zeit legt der Novize zum ersten Mal die „zeitlichen Gelübde“ ab, mit denen er sich – zunächst für ein Jahr – an die Gemeinschaft bindet.

Darauf folgt das drei- bis sechsjährige Juniorat – eine Zeit des Studiums, des sich Einfügens in die Abläufe des Ordensalltags und des Praktikums. Am Ende eines jeden Jahres folgt die Bindung an die Gemeinschaft für jeweils ein weiteres Jahr.

Mit den Ewigen Gelübden bindet sich ein Steyler Missionar dann für immer an die Ordensgemeinschaft und verspricht Gott, ein Leben in Ehelosigkeit, Armut und Gehorsam zu führen.

Für die Ausbildung von Nachwuchsmissionaren bittet die Steyler Mission auch in diesem Jahr – wie jedes Jahr zum Pfingstfest – um Spenden.

Melanie Pies-Kalkum



Für Mensch
und Schöpfung



Steyler Mission
Gemeinnützige Gesellschaft
für Auswärtige Missionen mbH

Arnold-Janssen-Str. 32
53757 Sankt Augustin
Tel.: 0 22 41 / 2 57 63 00
E-Mail: info@steyler-mission.de
Internet: www.steyler-mission.de



▲ Die Stationierung von Raketen trieb hunderttausende Menschen auf die Straße.

VOR 40 Jahren

Drohkulisse Dritter Weltkrieg

Nato-Doppelbeschluss löste große Demonstrationen aus

Aktuell sieht sich die SPD mit Vorwürfen konfrontiert, zuletzt eine prorussische Politik verfolgt zu haben. Vor 40 Jahren steuerte einer von Olaf Scholz' Vorgängern eine strikt antisowjetische Sicherheitspolitik: Moskaus neue atomare Geheimwaffe, meinte Bundeskanzler Helmut Schmidt, zwingt die Nato zur Nachrüstung.

Nicht erst seit Wladimir Putin versucht Russland, die Militärbalance zu verschieben: heute durch Hyperschall- und „Sarmat“-Raketen, damals ab 1976 durch die SS-20-Mittelstreckenraketen. Auf Drängen Schmidts verabschiedete die Nato im Dezember 1979 den „Doppelbeschluss“: die Stationierung von 108 Pershing-II-Mittelstreckenraketen sowie 464 Marschflugkörpern in der Bundesrepublik, Großbritannien, Italien, Belgien und den Niederlanden ab 1983, sofern der Kreml nicht in Abrüstungsverhandlungen einwilligte. Unmittelbar darauf eröffnete der sowjetische Einmarsch in Afghanistan eine der gefährlichsten Phasen des Kalten Kriegs. US-Präsident Ronald Reagan war gewillt, die UdSSR „totzurüsten“. Zwischen 1980 und 1983 erreichte die öffentliche Mobilisierung durch die Friedensbewegung ihren Zenit: Gerade die jüngere Generation, aufgewachsen in Zeiten der Entspannungspolitik, hielt es für verwerflich, Frieden durch immer neue Raketen zu sichern. Nach jahrzehntelanger nuklearer Konfrontation realisierten viele Westdeutsche erst jetzt, was ein erneuter Krieg für ihre Heimat bedeuten würde.

1981 gingen beim Hamburger evangelischen Kirchentag 100.000 Demonstranten auf die Straße. Ihre Parole „Fürchtet euch, der Atomtod bedroht

uns alle“ wurde im Oktober zum Motto der Friedensdemonstration im Bonner Hofgarten mit 300.000 Teilnehmern und Heinrich Böll am Rednerpult.

Im Juni 1982 wurde Präsident Reagan auf seiner Europareise mit Protesten empfangen. Während er am 10. Juni 1982 am Bonner Nato-Gipfel teilnahm, versammelten sich 500.000 Menschen zur bislang größten Demonstration in der Geschichte der Bundesrepublik. Weil die linksrheinische Bonner Innenstadt zur Bannmeile erklärt worden war, wichen die Demonstranten auf das rechte Rheinufer aus. Für die Anreise wurden Sonderzüge und Busreisen organisiert. Sogar Teilstücke zweier Autobahnen mussten gesperrt werden.

„Aufstehen! Für den Frieden“ lautete die Losung. „Wir haben eine andere Idee von Freiheit, Mr. Reagan, und wir haben eine andere Idee von der Bergpredigt, Herr Bundeskanzler!“, rief Dorothee Sölle den Politikern zu. Die Band „BAP“ komponierte den Song „Zehnter Juni“. Die Debatte trieb einen Keil in die SPD und beschleunigte die Erosion von Schmidts Macht. Er brachte wenig Verständnis für eine Bewegung auf, die die USA als größere Bedrohung zu sehen schien als die UdSSR.

Bald eskalierte der Streit zwischen Schmidt und Parteichef Willy Brandt, der Sympathie für die Friedensaktivisten zeigte. Nach dem Sturz Schmidts und der Kanzlerwahl Helmut Kohls brachte die Regierungskoalition im November 1983 den Stationierungsbeschluss durch den Bundestag. Die Wende kam mit Michail Gorbatschow und der Unterstützung westlicher Politiker: 1987 einigten sich er und Reagan im INF-Vertrag auf die Verschrottung der Raketen. *Michael Schmid*

Historisches & Namen der Woche

4. Juni

Quirin, Werner

Vor 250 Jahren starb Johann Michael Feuchtmayer der Jüngere. Der Bildhauer und Stuckateur der Wessobrunner Schule arbeitete an einigen der bedeutendsten Kirchenbauten an der Oberschwäbischen Barockstraße, etwa der Basilika in Ottobeuren, aber auch am Marienmünster in Dießen und an der Basilika Vierzehnheiligen bei Bad Staffelstein.

5. Juni

Bonifatius

In Stockholm begann 1972 die erste Umweltkonferenz der Vereinten Nationen. Mehr als 100 Staaten berieten erstmals über eine globale Umweltpolitik. Im Fokus stand die Erhaltung wandernder, wild lebender Tierarten, der Schutz der Ozonschicht und der grenzüberschreitende Umgang mit gefährlichen Abfällen. Der 5. Juni wird seither als „Weltumwelttag“ begangen.

6. Juni

Norbert, Falko, Bertrand

Friedrich Wilhelm IV. von Preußen unterzeichnete 1842 einen Erlass, der Leibesübungen erlaubte. Vorher galt der Sport der liberalen Turner als „staatsgefährdend“. „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn war einst als Demagoge verhaftet worden. Die Turner wurden Mitträger der demokratischen Vormärzbewegung. Bald etablierten sich Turnvereine.

7. Juni

Robert, Justus

Den 70. Geburtstag begeht Orhan Pamuk. „Schnee“ wurde der erste politische Roman des türkischen Au-

tors. Als er von einer Million ermordeter Armenier im Ersten Weltkrieg und Zehntausenden ermordeten Kurden sprach, wurde er angeklagt, letztlich aber freigesprochen. Als erster Türke erhielt er 2006 den Literaturnobelpreis.



8. Juni

Marcellinus, Ilga

Dem Betrachter läuft ein nacktes und schreiendes Mädchen entgegen, von Napalm verwundet, hinter ihr schwarzer Rauch und bewaffnete Männer. Das vor 50 Jahren im Vietnamkrieg aufgenommene Foto (siehe unten) schockiert noch immer. Allerdings wird es in Veröffentlichungen oft ohne Kontext verwendet und verfälscht geschichtliche Zusammenhänge.

9. Juni

Ephräm der Syrer, Kolumban

Mit dem Gesetz zur Änderung des Bundeswahlgesetzes beschloss der Deutsche Bundestag vor 50 Jahren die Absenkung des aktiven Wahlalters auf 18 Jahre. Die Grundgesetzänderung war nicht unumstritten. Kritiker befürchteten, dass die fehlende Reife der Demokratie schade.

10. Juni

Diana, Olivia

Mit dem Sieg Israels endete 1967 der Sechstagekrieg gegen die verbündeten arabischen Staaten Ägypten, Jordanien und Syrien. Die von Israel besetzten Gebiete Gazastreifen, Westjordanland und Ost-Jerusalem sind ständige Unruheherde.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



▲ „Zu heiß, zu heiß“, schrie Kim Phuc. Das Napalm, das von Südvietnam abgeworfen worden war, hatte die Kleidung des neunjährigen Mädchens verbrannt, so dass sie sich diese vom Leib riss. Heute ist Kim Phuc Botschafterin für den Frieden.

SAMSTAG 4.6.

▼ Fernsehen

- ☉ 21.05 Arte: **Macht und Armut.** Die Mönche von Cluny. Doku.
 ☉ 22.00 Arte: **Wundermittel für Körper und Seele.** Doku über das Gehen.

▼ Radio

- 6.35 DLF: **Morgenandacht (kath.).** Martin Korden, Bonn.
 10.00 Horeb: **Loretto-Pfingstkongress** am 4. und 5. Juni in Salzburg. Um 11.45 Uhr Heilige Messe mit Erzbischof Franz Lackner.
 18.05 DKultur: **Feature.** Die Freiheit der Meere. Inselstaaten Marke Eigenbau.

SONNTAG 5.6.

▼ Fernsehen

- ☉ 9.30 ZDF: **Katholischer Gottesdienst** zu Pfingsten aus der Kirche St. Hedwig in Bonn. Zelebrant: Pfarrvikar Markus Höyng.
 10.00 K-TV: **Pfingstgottesdienst mit Papst Franziskus** aus Rom.
 19.15 ZDF: **Paraden, Pomp und Platinparty.** 70 Jahre Queen Elizabeth II. Zusammenfassung der Feierlichkeiten.

▼ Radio

- 8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen (kath.).** „Ein Gefäß für den Geist werden.“ Gedanken zu einer Mystik des Alltags.
 10.30 Horeb: **Heilige Messe** vom Loretto-Pfingstkongress. Zelebrant: Bischofsvikar Gerhard Viehhauser.

MONTAG 6.6.

▼ Fernsehen

- ☉ 10.00 ARD: **Katholischer Gottesdienst** zum Pfingstmontag aus der Kirche Heilig Geist in Emmerich. Zelebrant: Pfarrer Bernd de Baey.
 12.25 ZDF: **Der Ölprinz.** Als sich Siedler in Arizona niederlassen wollen, geraten sie ins Visier des Ölprinzen. Winnetou und Old Surehand helfen ihnen. Um 13.55 Uhr: „Der Schatz im Silbersee“.
 ☉ 18.15 ZDF: **Leben mit Passion.** Ein Besuch in Oberammergau.

▼ Radio

- 7.05 DKultur: **Feiertag (kath.).** Pfingsten – die feurige Atemspende Gottes für uns Menschen.
 10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus Mariä Himmelfahrt in Furth im Wald. Zelebrant: Kaplan Johannes Spindler.

DIENSTAG 7.6.

▼ Fernsehen

- 20.15 Arte: **Der Staat und sein Geld.** Die Geschichte der Steuern. Doku.
 22.00 Arte: **Grüne Fonds, die große Illusion?** Doku.

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage (kath.).** Pfarrer Markus Bolowich, Nürnberg. Täglich bis einschließlich Samstag, 11. Juni.
 19.15 DLF: **Das Feature.** Der Gürtel des Kahimemua. Eine deutsch-namibische Kolonialgeschichte.
 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Schluss mit Staub und Standesdünkel. Wie Museen neues Publikum suchen.

MITTWOCH 8.6.

▼ Fernsehen

- ☉ 19.00 BR: **Stationen.** Wofür stehst du? Über Bekenntnis und Toleranz.
 20.15 3sat: **Zeitenwende.** Der Krieg und die Pandemie. Doku.

▼ Radio

- 20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Wenn Götter und Geister den Menschen kapern. Indische Besessenheitskulte.

DONNERSTAG 9.6.

▼ Fernsehen

- 20.15 ZDF: **Ocean's 8.** Ganovin Debbie Ocean stellt ein Team zusammen, um eine Diamantkette zu stehlen. Gaunerkomödie.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Der will doch nur spielen! Internetsucht bei Erwachsenen.

FREITAG 10.6.

▼ Fernsehen

- 19.40 Arte: **Essen für alle.** Wie wir in Zukunft satt werden. Reportage.

▼ Radio

- 15.00 Horeb: **Symposium** zum Thema „Familie – Keimzelle der Gesellschaft und Kirche im Kleinen“ aus Rom. Mit Professor Stephan Kampowski, Professorin Hanna Barbara Gerl-Falkovitz, Birgit Kelle und Bischof Wolfgang Ipolt.
 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Literatur.** Wohltemperierte Erschütterung. Die Erfolgsgeschichte des Tagebuchs der Anne Frank.

☉: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt

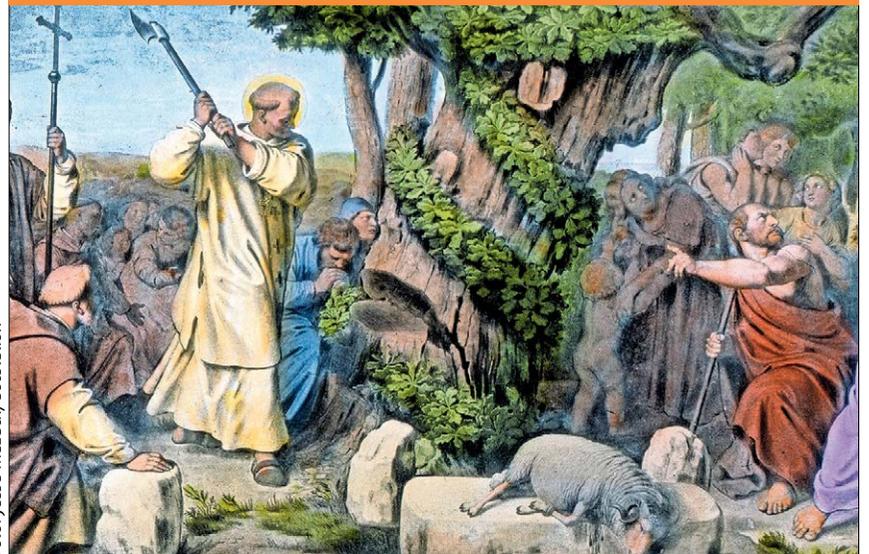


Foto: Jesse Mazuch/docstation

Der Apostel der Deutschen

Der englische Mönch Wynfret verlässt 718 sein Heimatland und pilgert nach Rom. Vom Papst erhält er nicht nur den neuen Namen Bonifatius, sondern auch einen Auftrag: die heidnischen Völker zum christlichen Glauben zu führen. Bei seinen Missionsreisen durchs Frankenreich setzt er auf symbolische Akte, etwa die Fällung der „heiligen“ Donar-Eiche (siehe Foto). Dass sich der germanischen Gott Donar nicht auf der Stelle für die Freveltat rächt, beeindruckt die Einheimischen und überzeugt sie von der Überlegenheit des christlichen Gottes. 754 wird Bonifatius beim Versuch, die Friesen zu missionieren, erschlagen. Die Dokumentation **„Bonifatius – Mönch und Prediger“** (Arte, 4.5., 20.15 Uhr) skizziert sein Leben.



Was junge Leute ins Kloster zieht

Nach einer Lebenskrise hinterfragt Vanessa Jüstel (rechts) ihr Leben. Die 35-Jährige spürt, welche Anziehung Gott auf sie hat, und macht ein freiwilliges Ordensjahr bei den Zisterzienserinnen. Fühlt sie sich berufen, Ordensschwester zu werden? Moritz Huber (26) hat sich schon entschieden: „Ich werde Ordensbruder.“ Bei einer Pilgerreise traf der gelernte Brauer auf den Orden der Kapuziner. Er spürte sofort eine tiefe Verbundenheit mit den Brüdern, ihrer Einstellung und Motivation. Die Reportage **„37 Grad“** (ZDF, 5.6., 9 Uhr) zeigt zwei junge Menschen, die sich selbst im Glauben gefunden haben. *Foto: ZDF/Labo M*

Russische Soldaten als Zimmernachbarn

Wien 1945: Ausgebombt und vollkommen mittellos kommt die neunjährige Christine mit ihrer Familie in einer Villa unter. Jetzt haben sie ein Quartier, mehr aber nicht. Nach der Kapitulation der deutschen Soldaten quartieren sich Russen im Haus ein. Alle fürchten sich vor den als unberechenbar geltenden russischen Soldaten. Nur Christine nicht. Das Drama **„Maikäfer flieg“** (3sat, 10.6., 20.15 Uhr) schildert das Ende des Zweiten Weltkriegs und die Zeit der russischen Besatzung aus der vorurteilsfreien Perspektive einer Neunjährigen. Der Film basiert auf dem autobiografischen Roman von Christine Nöstlinger aus dem Jahr 1973.

Senderinfo

katholisch1.tv bei augsburg.tv und allgäu.tv jeden Sonntag um 18.30 Uhr (Wiederholung um 22.00 Uhr). Und täglich mit weiteren aktuellen Nachrichten und Videos im Internet: www.katholisch1.tv

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.

Erzählung

Der Lieblingsfeind – Ein Pfingsterlebnis

Man muss mit seinem Feind leben, da man nicht jeden zum Freund haben kann. Mein Nachbar und ich kannten diese Volksweisheit. Er schien für sich die Feind-Rolle eingenommen zu haben, weil viel Feind' viel Ehr' bringt. Äste und Zweige ließ er Jahr für Jahr weit über unsere gemeinsame Demarkationslinie Gartenzaun zu uns herüber wachsen. Meiner Gartenschere war der jahreszeitliche Rhythmus vertraut. Wenn es Mai wurde und die Bäume ausschlugen, begann die Zeit der Beschneidung. Ich fühlte mich wie der sprichwörtlich Frömmste, der nicht in Frieden leben konnte. Der Nachbar registrierte meinen Kummer offenbar nicht. Er freute sich über unsere Bio-Tonne, welche die Schnitt-Mengen der Beschneidungsaktionen entsorgte.

Tief im Innern pochte ich auf meinen guten Charakter und ertrug alles mit Fassung. Nach außen war jedem Feinfühligem bewusst, dass die Welt für mich im Argen lag. Doch hoffte ich, dass sich jenseits des Zauns irgendwann die Verhältnisse ändern würden, zu meinen Gunsten natürlich. Ich hoffte das Beste, das Schlimmste kommt von selbst.

Letzteres trat ein. Ich hatte ausgehofft und den Rechtsweg eingeschaltet. Wer sein Recht nicht wahr, gibt es auf. Eine Richterin sprach Recht.



Von Stund an hatten mein Nachbar und ich je unseren Lieblingsfeind. Ich war der seine, weil ich Recht bekommen hatte. Er war der meine, weil Bäume und Sträucher weiter ausschlugen und die Bio-Tonne füllten. Der Nachbar nahm jetzt zwei Rechte in Anspruch: das Recht, den Rechtsspruch zur Kenntnis zu nehmen, und das Recht, ihn zu ignorieren.

Kurz vor Pfingsten wollte ich den Rasen mähen. Unsere Gäste sollten ihn bewundern. Leider hatte mein Rasenmäher den Geist aufgegeben. Mein Nachbar pflegte seinen Rasen so, als handelte es sich um den heiligen

gen Rasen des ehrwürdigen Londoner Wembley-Stadions. Dazu benutzte er einen hochwertigen Rasenmäher. Mein nachbarschaftliches Auge hatte oft einen verstohlenen Blick auf das edle Gerät geworfen. Sollte ich etwas ganz und gar Irrationales tun?

Da ein hilfreicher Nachbar wichtiger sein kann als ein Bruder in der Ferne, begab ich mich in die Höhle des Löwen. Als mein Lieblingsfeind mir die Tür öffnete, verhielt sich sein Mienenspiel nichts Gutes. Meine Frage, ob er mir seinen Rasenmäher ausleihen könnte, kam so unerwartet, dass er zunächst vergeblich nach Worten rang. Er starrte mich un-

gläubig an, gönnte sich eine Atem- und Denkpause und fragte dann: „Heute oder morgen?“

Gute Nachbarschaft ist eine Hochform zwischenmenschlicher Kultur. Auf Vieles kann ich verzichten, auf sie nicht. Ärger am Gartenzaun? Kennen wir nicht. Lieblingsfeind? Aus dem Wortschatz gestrichen. Ob eine der pfingstlichen Geistesgaben – Freundlichkeit, Geduld, Selbstbeherrschung – dazu beigetragen hat, kann ich nur vermuten. Zumindest scheinen wir nicht von allen guten Geistern verlassen gewesen zu sein.

Text: Peter Joseph Dickers; Foto: gem

Sudoku

			5	6	1		7	3
6	3	2		9	7			1
	1			2			8	9
	5	6	1	3	8	9		
8		2			5	1	6	
2	9	1	4		7			
4			9		5	6		
1		5	6		3	8		7
8	6	9		1		3	4	

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 21.

		1	6			4	2	
8		7	3				6	
9		6	2				8	
	3				4	5		9
				3	2	6		8
4	6	5			8			
	7					3		2
	9			7	3			6
	8			2	5			





Hingesehen

Zum Katholikentag ist das Reiterdenkmal von Kaiser Wilhelm I. auf dem Stuttgarter Karlsplatz verhüllt worden. Als Grund gaben die Veranstalter an, dass mit Wilhelm I. als Kaiser der Reichsgründung der beginnende Nationalismus und die danach einsetzende Kolonialisierung durch das Deutsche Reich verbunden werde. Im Rahmen des Katholikentags fanden neben dem Denkmal eine Tanz-Performance und eine Lesung statt. Nach dem Tod Wilhelms I. 1888 entstanden in Deutschland rund 400 Denkmäler zu seinen Ehren. Das Standbild in Stuttgart wurde 1898 enthüllt. Württemberg wollte damit seine Zugehörigkeit zum Deutschen Reich bekunden. (Lesen Sie dazu einen Kommentar auf Seite 8.)

KNA

Foto: U. Schwab

Wirklich wahr

Lisel Heise, die 2019 im Alter von 100 Jahren mit ihrer Wahl in den Stadtrat von Kirchheimbolanden für Schlagzeilen gesorgt hat, ist tot. Die pensionierte Lehrerin sei „sanft entschlafen“, sagte der Vorsitzende der Wählervereinigung „Wir für Kibo“, Thomas Koch. Im Frühjahr war Heise 103 Jahre alt geworden. Ihr Mandat hatte sie krankheitsbedingt bereits 2020 aufgegeben.

Die engagierte Pfälzerin war im hohen Alter in die Politik gegangen, weil sie



sich über die Schließung des örtlichen Freibads geärgert hatte. Bei den Kommunalwahlen 2019 war sie auf einem hinteren Listenplatz angetreten, erzielte jedoch das beste Stimmresultat aller Bewerber und zog so in den Rat der nordpfälzischen Kreisstadt ein. Im Wahlkampf hatte sie erklärt, etwas politisch zu verändern und die Gesellschaft mitzugestalten, sei keine Frage des Alters. Ein von Heise initiiertes Verein setzt sich weiter für ein neues Schwimmbad ein. epd

Zahl der Woche

84

Prozent der Menschen in Deutschland stehen Organ- und Gewebespenden generell positiv gegenüber. Das geht aus einer Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung hervor. Vor zehn Jahren habe der Zustimmungswert noch bei 78 Prozent gelegen. Die ersten Ergebnisse der Befragung „Einstellung, Wissen und Verhalten der Allgemeinbevölkerung zur Organ- und Gewebespende in Deutschland 2022“ wurden anlässlich des Tags der Organspende am 4. Juni veröffentlicht.

Laut Umfrage haben 44 Prozent der Bürger ihre Bereitschaft zur Organ- und Gewebespende bereits schriftlich im Organspendeausweis, einer Patientenverfügung oder beiden Dokumenten festgehalten. Weitere 17 Prozent hätten zwar bereits eine Entscheidung getroffen, diese aber nicht schriftlich dokumentiert. 36 Prozent hätten sich bislang nicht entschieden. KNA

Impressum

Neue Bildpost gegründet: 1952
Verlagsanschrift: Sankt Ulrich Verlag GmbH, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
 Telefon: 08 21/5 02 42-0
Geschäftsführer: Johann Buchart
Herausgeber: Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels
Redaktion: Dr. Peter Paul Bornhausen, Victoria Fels, Romana Kröling, Lydia Schwab, Ulrich Schwab, Simone Sitta
Redaktionelle Zuschriften: Neue Bildpost, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg, Fax: 08 21/5 02 42-81
 E-Mail: leser@bildpost.de
 Homepage: www.bildpost.de

Nachrichten: Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
 Telefon: 08 21/5 02 42-25
 Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 39 vom 1. 1. 2022.

Mediendesign: Gerhard Kinader
 Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro: Presse-Druck- und Verlags-GmbH
 Curt-Frenzel-Straße 2
 86167 Augsburg

Bankverbindung: LIGA Bank eG
 IBAN DE51750903000000115800
 BIC GENODEF1M05



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
 Postfach 11 19 20,
 86044 Augsburg
 E-Mail: vertrieb@suv.de
 Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice:
 Telefon: 08 21/5 02 42-13
 oder 08 21/5 02 42-53
 Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugspreise: Einzelnummer EUR 1,95, Österreich EUR 1,95, übriges Ausland EUR 2,50, Luftpost EUR 3,00. Bestellungen direkt beim Leserservice.

Abbestellungen sind vier Wochen vor dem darauffolgenden Monatsende schriftlich an den Verlag nach Augsburg zu richten, entweder per E-Mail, per Fax oder per Post. Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Wilhelms Beiname während der Märzrevolution war ...

- A. „Operettenkaiser“.
- B. „Friedensfürst“.
- C. „Berliner Baron“.
- D. „Kartätschenprinz“.

2. Um Wilhelms Regierungsgeschäfte kümmerte sich ...

- A. Ministerpräsident Otto von Bismarck.
- B. Ehefrau Augusta von Sachsen-Weimar-Eisenach.
- C. Schwiegertochter Prinzessin Victoria von Großbritannien.
- D. Bruder Friedrich Wilhelm IV.

Lösung: 1 D 2 A

Foto: Imago/brennweite/fm

Der Geist – Gottes frischer Wind

An Pfingsten wurde in einem Brausen die Kraft erfahrbar, die auch uns bewegen will

Wir brauchen eine Energie-wende: weg von menschlicher Kraftanstrengung, hin zu nachhaltiger göttlicher Energieversorgung. Nur mit einer solchen Energie-wende und einer gesunden Begeisterung wird auch Kirche wieder kraftvoll und anziehend. Der Heilige Geist beinhaltet die Kräfte, die wir brauchen, welche wir aber nicht selber machen können.

So wie der Wind meine bunten Windräder in Bewegung bringt, so möchte uns der Heilige Geist in Bewegung bringen. An Pfingsten haben die Jünger die Kraft Gottes, den Heiligen Geist, empfangen. Sie haben ihn mit einem frischen Wind verglichen: Er hat ihre Traurigkeit und Angst weggeblasen und ihnen neuen Schwung verliehen. Wind bringt frische Luft und hat Antriebskraft. Er kann auch große Windräder für die Stromerzeugung bewegen.

Heiliger Geist ist wie elektrischer Strom. Er ist äußerlich nicht sichtbar, nicht zu hören, nicht zu riechen. Doch seine Wirkung ist gewaltig. Auf seine Wirkungen kann keiner mehr verzichten. Kein Licht würde mehr leuchten, kein Fernseher flimmern, kein Computer könnte uns dienlich sein und kein Smartphone hätte mehr einen Sinn, gäbe es den elektrischen Strom nicht.

Hoffnung in Trümmern

Neuen Schwung ins Leben hineinzubekommen – wer wünschte sich das nicht hin und wieder. In den alten Trott zurückkehren wollten die Jünger Jesu. Er schien ihnen Sicherheit zu bieten. Was sie gehofft hatten, lag in Trümmern. Selbst die Begegnungen mit dem Auferstandenen konnten sie nicht wirklich in Bewegung bringen.

Dann aber geschah doch etwas Überraschendes: „Es geschah plötzlich ein Brausen vom Himmel wie von einem gewaltigen Wind und erfüllte das ganze Haus, in dem sie saßen“ (Apg 2,2). Dieses Wind-Brausen hatte den Heiligen Geist in

sich. Der trieb den alten Trott aus und ließ die Menschen ungeahnte Möglichkeiten finden und ergreifen. „Ohne dein lebendig Wehn kann im Menschen nichts bestehn“ (Pfingstsequenz).

Wie werde ich zum Windrad für den Heiligen Geist?

- Fest und flexibel sein: Der Stab des Windrades ist fest – und das Windrad beweglich. Beides braucht es, um die Kraft des Windes, die Kraft des Geistes Gottes zu spüren. Menschen, die nur begeistert sind, heben oft zu sehr von der Realität ab. Und Menschen, welche nur auf die Bodenhaftung schauen, sind nicht mehr „gehimmelt“.

- Angewiesen sein auf den Wind Gottes; angewiesen sein auf die Kraft des Lebens, die wir nicht machen können; angewiesen sein auf den Geist Gottes: Lebensglück ist nicht Produkt der eigenen Leistung. Pfingsten ist die Einladung, uns auf den Geist Gottes einzulassen. Ich weiß nicht, wo der Wind mich hintreibt. Ich weiß es auch nicht, wo der Geist Gottes mich hintreibt. Es

braucht das Vertrauen, mich auf die Kraft und den Geist Gottes einzulassen.

- Auf die Einstellung kommt es an: Wir dürfen unser Leben in den Wind Gottes stellen. Der Winkel oder die Einstellung ist dabei sehr entscheidend, ob in meinem Leben wieder etwas in Bewegung kommt. Wir werden oftmals von unseren Einstellungen lahmgelegt.

Nicht nur eine Richtung

Aussagen wie „Da kann man sowieso nichts machen!“ oder „Was bringt mir das?“ erschweren eine lebendige Verbindung zum Heiligen Geist. Der Wind kann aus jeder Richtung kommen. Ich darf nicht gleich auf bestimmte Richtungen festgelegt sein.

Wenn wir beten „Komm, Heiliger Geist, komm in unser Leben!“, dann sind unsere Gebete wie Windräder, mit denen wir die

Kraft des Geistes Gottes in unser Leben holen. Dennoch ist unser eigenes Zutun auch von Bedeutung. So betete ein altes Mütterchen: Lieber Gott, der du bist im Himmel und der du allmächtig bist und durch deinen Heiligen Geist alle Dinge lenkst, erbarme dich meiner und gib mir den ersten Preis in der Lotterie. So geht es viele Monate ... Eines Tages öffnet sich der Himmel und eine Stimme spricht: „Bitte gib mir eine Chance, kauf endlich ein Los!“

Der Heilige Geist verlangt auch unser Zutun. Man muss sich vom Geist Gottes in Bewegung setzen lassen, immer und immer wieder. Dann ist Pfingsten.

Erzabt Wolfgang Öxler

Kontakt:

Unser Autor Wolfgang Öxler OSB ist der siebte Erzabt von St. Ottilien.

Seine Adresse:

Erzabtei 1, 86941 St. Ottilien,

Telefon 08193/71-211,

E-Mail: wolfgang@ottilien.de



Foto: Br. Elias König OSB

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von Steyler Mission, Sankt Augustin. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.



„Wir müssen immer wieder eine Zeit finden, die wir ganz Gott schenken, Zeit, die ausschließlich dem Gebet gewidmet ist. Keine Arbeit kann so wichtig, so dringend sein, uns davon abzuhalten.“

Hildegard Burjan

**DIE
BIBEL
LEBEN
TAG FÜR TAG**

Pfingstsonntag, 5. Juni
Nachdem er das gesagt hatte, hauchte er sie an und sagte zu ihnen: Empfangt den Heiligen Geist! (Joh 20,22)

Jesus belebt und inspiriert seine Jünger und Jüngerinnen. Er haucht sie an, erfüllt sie mit neuem Leben. Ohne Atem ist kein Leben. Sie können neu aufatmen nach all den Ereignissen um Jesus und empfangen den Heiligen Geist, den Gottesatem, die lebendige und beste Zu-Tat Gottes. Diese Zu-Tat Gottes erbitte ich uns allen. Nur aus besten Zutaten wird außergewöhnlich Gutes.

Pfingstmontag, 6. Juni
Denn Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren geht, sondern ewiges Leben hat. (Joh 3,16)

Hier scheint klar durch: Gott kann nicht anders, als uns lieben. Sein Sohn ist von Gottes Ewigkeit zu uns heruntergekommen, wurde Sohn einfacher, kleiner Leute. Ganz heruntergekommen am Kreuz, wird

Jesus in seiner Auferstehung Licht für alle Welt, für jedes Herz.

Dienstag, 7. Juni
Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die auf einem Berg liegt, kann nicht verborgen bleiben. (Mt 5,14)

Pfingsten ist die Bekräftigung unserer Taufe. Es wird sich zeigen, dass wir Lichtgestalten in dieser Zeit sein dürfen, an Christi Statt. Lichtvoller Gott, erleuchte unsere Herzen, damit wir unsere Berufung als Deine Lichtträger erfahren, gesandt zum König, Priester und Propheten Gottes.

Mittwoch, 8. Juni
Der Gott, der mit Feuer antwortet, ist der wahre Gott. Da rief das ganze Volk: Der Vorschlag ist gut. (1 Kön 18,24b)

Der Prophet Elija fordert die Baalpriester und das in sich gesplante Volk heraus.

Und Jahwe, unser Gott, nimmt ein-drucksvoll das Opfer des Elija an, Feuer erfüllt den Altar, lebendiges Zeichen der Gegenwart Gottes. Was hier inszeniert wird, gilt bis heute: Gott schenkt immer einen neuen Anfang – Trotz Zweifel und Umwegen, trotz der Überzahl des Verlockenden.

Donnerstag, 9. Juni
Dann sagte Elija zu Ahab: Geh hinauf, iss und trink; denn das Rauschen des Lebens ist schon hörbar. (1 Kön 18,41)

Weit und breit ist keine Wolke in Sicht. Elija aber hört schon jetzt das Rauschen des Regens. Manchmal zählt nicht nur das Messbare, Sichtbare, nicht nur äußere Zeichen. Die verborgene Nähe Gottes hat viele Namen: Hellsichtigkeit, Traum oder Intuition. Gott ist erfinderisch, uns seine Nähe wider alles Sichtbare ins Herz zu legen.

Freitag, 10. Juni
Der Herr antwortete: Komm heraus und stell dich auf den Berg vor den Herrn. (1 Kön 19,11a)

Elija erlebt ein Auf und Ab mit Gott und seinem Volk. Doch irgendwann ist es genug. Er wünscht sich in der Wüste den Tod, er resigniert. Doch Gott ist ein Gott, der hört, sieht und tief mitempfindet. So hat Gott sich dem Mose gezeigt, so ist er jetzt dem Elija nahe und so sieht, hört und empfindet Gott auch mit uns.

Samstag, 11. Juni
Geht und verkündet: Das Himmelreich ist nahe. (Mt 10,7)

Himmelreich, das scheint für uns oft ein ferner, unkonkreter und nicht recht einzuordnender Begriff zu sein. Doch wenn alles Geschaffene, ja die ganze Mitwelt mit Gott in Kontakt ist, dann ist auch unser Alltag mit allen Schattierungen Gottes-Bereich.



Schwester Maria Magdalena ist Franziskanerin und lebt im Gästekluster „Haus Damiano“ in Kiel. Ihre Hauptaufgabe liegt dort in der geistlichen und wertorientierten Begleitung.



Pfingsten feiern mit der Sonntagszeitung!

Miniabo zum Sonderpreis
3 Monate lesen und nur 2 bezahlen!



Bestellen Sie noch heute das attraktive Einsteiger-Abo zum Minipreis von EUR 15,60*.

Das Abo endet automatisch, Sie müssen sich also um nichts kümmern.

Info-Hotline: 08 21 / 5 02 42-53 oder 08 21 / 5 02 42-13 · vertrieb@suv.de
www.katholische-sonntagszeitung.de

*Preis gültig 2022